

Susanne Timm

Methodisch reflektierte Annäherungen an kulturelle Differenzen

Gabriele Cappai (Hrsg.): Forschungen unter Bedingungen kultureller Fremdheit. Wiesbaden: VS Verlag 2008, 352 S. 978-3-531-15633-0. 49,95 Euro.

Ralf Bohnsack/Nicolle Pfaff/Wivian Weller (eds.): Qualitative Analysis and Documentary Method in International Educational Research. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich 2010, 369 S. 978-3866492929. 39,90 Euro. Open accessURL: http://www.budrich-verlag.de/upload/files/arhhel/00000334_010_pdf2.de

Gabriele Cappai/Shingo Shimada/Jürgen Straub (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung und Kulturanalyse. Hermeneutik und die komparative Analyse kulturellen Handelns. Bielefeld: transcript 2010, 300 S. 978-3899427936. 28,80 Euro.

Johannes Bilstein/Jutta Ecarius/Edwin Keiner (Hrsg.): Kulturelle Differenzen und Globalisierung. Herausforderungen für Erziehung und Bildung. Wiesbaden: VS Verlag 2011, pp. 256. 978-3531171869. 29,95 Euro.

Pranee Liamputtong: Performing Qualitative Cross-Cultural Research. Cambridge: Cambridge University Press/kindle 2010, 2814 KB, 303 S. ISBN 978-0-521-72731-0. 19,74/34,00 Euro.

James Peoples/Garrick Bailey: Humantiy. An Introduction to Cultural Anthropology. 9. Aufl. Independence US: Cengage Learning Wadsworth 2011, pp. 496. 978-1-111-301522-1. 54,32 Euro.

Forschung, die kulturelle und soziale Konstellationen und Praktiken und deren Bedingungen fokussiert, ist angesichts der weltweiten dynamischen Wandlungsprozesse ohne eine reflexive Bezugnahme auf Alterität nicht mehr vorstellbar: Sie ist zur zentralen Dimension qualitativer Forschung geworden, und es gilt für diese Bezogenheit immer wieder aktualisierte theoretische, methodologische und forschungs-

praktische Annäherungen vorzunehmen. Qualitative Kulturvergleiche stellen ein Feld dar, in welchem die Bearbeitung dieses Imperativs erfolgt. In ihnen ist ein großes Anregungspotenzial enthalten, das den unterschiedlichen Forschungsansätzen und -interessen und der Durchdringung der eigenen Referenzrahmen zu Gute kommen kann. Aus diesem Grund sollen hier einige Monographien und Sammelbände vorge-

stellt werden, die sich in unterschiedlicher Weise an Fragekomplexe annähern, die durch qualitative Kulturvergleiche in den Blick kommen. Bei den Sammelbänden musste für die Darstellung eine Auswahl aus den Einzelbeiträgen getroffen werden, die daran orientiert ist, die einzelnen Bände in ihrer thematischen und methodologischen Fokussierung repräsentativ abzubilden und dabei Anschlüsse zu den weiteren Publikationen zu ermöglichen.

Für alle sechs dargestellten Titel lässt sich als gemeinsames Problem die Verkreuzung zweier Ebenen wissenschaftlicher Methodenreflexion konstatieren: Gehen die einen stärker von grundagentheoretischen Problemstellungen aus, die dann auch methodenpraktisch erörtert werden (Cappai 2008), setzen weitere Autor/innen und Herausgeber/innen ihren Ausgangspunkt am methodischen Instrumentarium (Bohnsack/Pfaff/Weller [Hrsg.] 2010; Cappai/Shimada/Straub [Hrsg.] 2010) und argumentieren von dort aus theoretische wie normative Implikationen. Beide Herangehensweisen treffen sich in der kritischen Reflexion der eigenen Theorietraditionen und ihrer Standortgebundenheit, teils explizit, teils implizit die eigene Hegemonialität als Forschende und Hochschullehrende umkreisend. Ein weiterer Fokussierungspunkt ist die gegenständliche Ebene, auf der die Herausforderungen durch die kulturellen Differenzen und durch Globalisierung in das Zentrum gerückt werden (Bilstein/Ecarius/Keiner [Hrsg.] 2011).

Ein eigens kenntlich zu machender Ansatzpunkt ist für die beiden letzten Bücher (Liamputtong 2010; Peoples/Bailey 2012) herauszustellen: Bei ihnen handelt es sich um Lehrbücher, die ihr jeweiliges Themenfeld breit ausgefächert und systematisch durcharbeiten. Es werden Lernziele, Wissensextrakte und Diskussionspunkte benannt, und in beiden Büchern steht die Verständlichkeit im Vordergrund, die sich in vielfacher Weise in die Bücher einschreibt: Mit Querverweisen, Glossaren, Zwischenergebnissen, farblicher Unterlegung für verschiedene Textebenen und -sorten, mit Stichwortverzeichnissen, einem Spektrum unterschiedlicher, aber gekennzeichnete Dichtegrade von Theorie, Empirie, schließlich durch die Zielstellungen, Aufgaben und Diskussionsanregungen wird

ein systematischer Wissensaufbau, ein Nachschlagen oder Vertiefen ermöglicht. Beide Monographien weisen ein auffallend hohes Maß an Kompositionskraft auf. In der ersten Abhandlung geht es um ein Forschungssetting, während sich die zweite auf eine ganze Disziplin erstreckt, die dann auch mit knapp 500 Seiten den doppelten Umfang aufweist (und als eine solide Einführung verstanden werden kann).

Gabriele Cappai versammelt in dem von ihm herausgegebenen Buch Beiträge, die auf einer Tagung des Bayreuther Sonderforschungsbereichs *Lokales Handeln in Afrika im Kontext Globaler Einflüsse* die Herausforderungen und den Gewinn interdisziplinärer Anreicherungen ausgelotet haben. Einerseits betont der Herausgeber bereits einleitend, dass das Nachdenken über Methode und Kultur geradezu als eine Selbstverständlichkeit erscheine (9), andererseits wird in der Kompilation der Beiträge deutlich, wie wechselseitig fruchtbar die Theorie- und Methodenkompetenz der Ethnologen und der Soziologen miteinander ins Gespräch gebracht werden können. Die präsentierten methodologischen Reflexionen sind in drei Abschnitte gegliedert, die den *Strategien im Forschungsfeld* (1), der *Rekonstruktion und Verallgemeinerung* (2) sowie *Deutungsmuster(n) und kulturelle(n) Vorgabe(n)* (3) gewidmet sind.

Im ersten Abschnitt werden Fragen und Vorgehensweisen der Feldforschung in Afrika präsentiert, die dort lokalisierte Forschung methodisch reflektieren: Gerd Spittler geht disziplinhistorisch vor und denkt über Wissenschaft auf Reisen anhand der ethnologischen Arbeiten Heinrich Barths aus der Mitte des 19. Jahrhunderts nach. Dida Badi erörtert die methodologischen Spezifika bei Forschungen in der eigenen Kultur im Kontrast zu Forschungen in fremden Kulturen. Am Beispiel der Erforschung oraler Traditionen der Tuareg stellt er die forschungspraktischen Implikationen kultureller Fremdheit wie die Vorteile der Zugänglichkeit bei ethnischer Kongruenz zwischen Forschenden und Beforschten dar. Hierbei entwickle sich insbesondere ein Spannungsfeld von Distanzierung und ethnischer Vereinnahmung, das nur durch Darstellung der Selbst- und Fremdpositionierungen im Zuge des For-

schungsprozesses das notwendige Ausmaß an Transparenz schaffen könne. Genau dieses unternimmt der Beitrag in seiner Darstellung der sozialen Gliederungen, Kommunikationsrituale, Begegnungspraktiken mit Fremden, die – so nicht in der Begegnung angemessen entschlüsselt – zur unüberwindlichen Barriere in der Erhebung werden können. Zu einem noch früheren Zeitpunkt im Forschungsprozess setzen Dieter Neubert, Andreas Neef und Rupert Friederichsen an, die mit dem Participatory Rural Appraisal (PRA) ein Konzept vorstellen, das für die Phase der Forschungsplanung und Datenerhebung von besonderer Relevanz ist. Interessanterweise wird hier ein Instrumentarium wissenschaftlich eingesetzt, das aus der Anwendungspraxis der Entwicklungszusammenarbeit adaptiert wurde.

Der zweite Teil widmet sich angemessenen Interpretationsweisen angesichts der Problematik des Fremdverstehens in unterschiedlichen Kontexten. Bruno Hildenbrand proklamiert grundsätzlich methodische Fremdheit in der sozialwissenschaftlichen Sequenzanalyse und bezeichnet Rekonstruktionen zweiter Ordnung als disparat zu den Konstruktionen erster Ordnung, die in die Praxis eingelassen sind. Diese Fremdheit lässt sich in seinen Augen allenfalls in Form eines Rollenwechsels des Forschenden zum Beratenen bzw. Therapeuten auflösen, was ein von ihm angeführtes Reziprozitätsgebot erfordert. Ulrich Oevermann exemplifiziert auf breitem Raum, dass die von ihm wesentlich entwickelte Methode der textimmanenten objektiven Sequenzanalyse ohne jegliches Kontextwissen auskäme. Anhand ausführlicher Sequenzanalysen von zwei Gruppendiskussionen, die ihm ohne weitere Angaben lediglich als Transkripte vorlagen, führt er seine Unterscheidung von methodischem und praktischem Verstehen vor. Er wendet sich gegen die Gefahr einer Subsumtionslogik und vollzieht die Rekonstruktion der komplexen fallspezifischen Strukturen allein auf der Basis der zwei Transkripte. Die Ausrichtung auf den inneren Zusammenhang einer Fallgesetzmäßigkeit korrespondiere mit dem methodischen Verstehen, während sich praktisches Verstehen und Vorwissen wie ein – in seinen Worten – „opazisierende[r] Schleier“

(147) vor die nur durch geduldiges Fremdverstehen rekonstruierbare Eigenlogik dieses Fremden lege. Oevermanns Beitrag wird mit Anmerkungen von Elísio Macamo konfrontiert, aus dessen Forschungszusammenhang die Transkripte stammen. Dass der Kontext aus dem Material selber erschlossen werden könne und keine Voraussetzung des Fremdverstehens sei, findet seine Zustimmung. Für bedeutsamer hält er aber die Ergebnisse, die durch sequenzielle Feinanalysen geeignet sind, die Entstehungsbedingungen lebensweltlicher Erfahrungen zu rekonstruieren und die durch Verdichtung den Sinn sozialer Handlungen und Beziehungen verdeutlichen könnten (238). Gabriele Cappai thematisiert die theoretischen und methodologischen Herausforderungen in der empirischen Erforschung des kulturell Fremden und verspricht sich weiterführende Lösungsansätze von der Zusammenarbeit zwischen Soziologie und Ethnologie insofern, als die eine Disziplin über ausgefeilte Verfahren der Generalisierung verfüge, während die andere von einem gewachsenen Bemühen um nicht ethnozentrische Betrachtungsweisen geprägt sei. Im Blick auf den Zusammenhang von Methode und Kultur sei das Forschungsgebiet der Migration insofern besonders fruchtbar, als hier kulturelle Differenzen identifiziert werden könnten, die an Unterscheidungen der Betroffenen angeschlossen, die diese in der Auseinandersetzung mit neuen Denk- und Verhaltensweisen trafen (241). Cappai bezieht sich bei seiner Darstellung auf eigene Forschungen zur Genese von Zeitorientierungen bei Migranten, für die erst eine Mehrebenenanalyse zu einer Klassifizierung von Typen gelangen könne, die – und das ist in dieser doppelten Herausforderung der homogenisierenden Verallgemeinerungen und der ethnozentrisch naiven Sichtweise ohne Klärung der Standortgebundenheit unmöglich – erst in der Vermittlung des impliziten Wissens und der Makrostrukturen der Akteure erreicht sei.

Im dritten Abschnitt des Buches fordert Shingo Shimada für die empirische Sozialforschung eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Tatsache, dass sie sich nicht in kulturell homogenen Gesellschaften bewege und kulturelles Fremdverstehen in jedem Fall in die empirische

Sozialforschung hineinrage. Er versteht seinen Beitrag als einen zur methodologischen Reflexion und exemplifiziert diese an der von ihm so genannten „dichten“ Lebensgeschichte eines japanischen Kunsttöpfers: Der Geertzschen Konzeption werden narrative Elemente hinzugefügt. Kultur werde dann nicht als eine vorhandene Tradition, sondern als pragmatischer Handlungsvollzug in der Erzählung verstanden (266) und es können Einsichten in fremde Kulturen von innen heraus gearbeitet werden (279). Shimada widerspricht Oevermann insofern, als er für die Interpretation der Erzählungen eine wissenssoziologische Analyse der Erzählmuster für unabdingbar hält, die wiederum nur in Kenntnis japanischer Erzählmuster Fehlinterpretationen vermeiden könne (279). Arnd-Michael Nohl präsentiert Untersuchungen zur interkulturellen Kommunikation, für die er die Interkulturalität durch differente Milieuzugehörigkeit voraussetzt. Seine Frage richtet sich auf die Verfasstheit dieser Milieus, den interkulturellen Kommunikationsweisen der Jugendlichen und deren Rahmung durch die Milieus. Gruppendiskussionen als Erhebungsweg und deren dokumentarische Interpretation als wissenschaftliche Durcharbeitung bescheinigt er eine interkulturelle Versiertheit (284), als sie ihre interkulturelle Begrenztheit systematisch in ihre methodische Reflexion einbeziehe. Nohl bezieht sich in dieser methodologischen Argumentation auf Joachim Matthes, der davon ausgeht, dass sich gesellschaftliche Wirklichkeit allenthalben immer selbst auf ihre Begriffe bringe.

Die Herausgeber/innen des Buches *Qualitative Analysis and Documentary Method in International Educational* führen in den Sammelband mit einer gehaltvollen Einleitung ein, in welcher sie den theoretischen und forschungspraktischen Rahmen für die einzelnen Beiträge und das sie verbindende Gesamtvorhaben abstecken: Im Zentrum steht kulturübergreifende qualitative Forschung, die von ihnen in dreifacher Weise verstanden wird: Zunächst geht es um Zusammenarbeit von Forscher/innen aus unterschiedlichen (forschungs-)kulturellen Kontexten, in einer weiteren Perspektive um ein Sampling aus Kontexten in internationalen Dimensionen und schließ-

lich um ein Sampling innerhalb eines nationalstaatlichen Rahmens bei gleichzeitig unterscheidbaren ethnisch-kulturellen Zugehörigkeiten. Somit sind Beiträge aus der international vergleichenden, aus der interkulturellen Forschungstraditionen wie solche, die auf internationale Kooperationen beruhen, versammelt. Der Schwerpunkt liegt auf deutschen und brasilianischen Forschungs- und Erhebungskontexten, zumal der Band auf eine Arbeitstagung der versammelten Autor/innen an der Universität von Brasília zurückgeht. Eine zweite Verortung der Herausgeber/innen bezieht sich auf das Bemühen einer internationalen Verankerung der hier gewählten qualitativen Methode, der dokumentarischen Interpretation, das wiederum in die wachsende internationale Verbreitung und wechselseitige Anregungen qualitativer Methoden einzubetten ist. Hierbei geht es auch um die selbstreflexive Bearbeitung der eigenen Methodenwahl und ihrer impliziten Verortung in einer national vorgeprägten Theorie- und Forschungstradition. Schließlich erheben die Autor/innen den Anspruch, neben methodologischen Grundüberlegungen sowohl die gegenstandsbezogene Breite wie die der Datenformen, die mittels dokumentarischer Interpretationen bearbeitet werden, abzubilden. Mit fünfzehn Beiträgen ist eine solche Breite erreicht, allerdings lässt sich eine Fokussierung und gemeinsame Problemstellung aller Bearbeitungen kaum noch ausfindig machen. Das Buch ist in vier Hauptkapitel gegliedert. Nach einem einleitenden allgemeinen Abschnitt, mit Beiträgen zur Bedeutung qualitativer Methoden in den jeweiligen national geprägten Forschungskontexten, folgen weitere, die jeweils eine Datenform zentrieren, konkret die Gruppendiskussion, Interviews und visuelle Quellen. Jeder Passus wird von einem methodologischen Grundlagenartikel gerahmt, dem Einblicke in die Anwendung folgen.

Die Sektion zur dokumentarischen Interpretation von Gruppendiskussion wird von einem Beitrag Ralf Bohnsacks eingeleitet. Er erläutert das Verfahren und dessen theoretische Herleitung. Bis auf periphere Veröffentlichungen liegt hiermit erstmals auf Englisch eine umfassende Darstellung der Dokumentarischen Methode vor. Mit

dieser Präsentation wird eine wichtige Lücke im Hinblick auf die internationale Verbreitung und Ausdifferenzierung qualitativer Forschungsmethoden geschlossen. Zwei weitere Beiträge werden in dem Anspruch der Internationalität von Forschung in besonderer Weise gerecht: Karin Schnittenhelm gewährt einen Einblick in ihre Studie über den Übergang von der Schule in die Arbeitswelt junger Frauen in Deutschland. Die untersuchten Gruppen rekrutieren sich aus den Kontexten, in denen Schnittenhelm Brüche zu den Orientierungskontexten der Elterngeneration vermutet, was für sie sowohl auf Immigrantinnen zweiter Generation als auch auf ostdeutsche junge Frauen zutrifft. Ihr Ziel ist es, mittels der dokumentarischen Interpretation von Gruppendiskussionen Orientierungen und Strategien, die in dieser Übergangsphase prägend sind, in ihrer Genese zu rekonstruieren. In den Ansätzen zu einer soziogenetischen Typenbildung finden zuvorderst die Aushandlungen der jungen Frauen, die Konsequenzen auf ihre Orientierungen zeigen, sowie ihre soziale Einbettung Berücksichtigung. Es kann gezeigt werden, dass die Erfahrungen der jungen Frauen in Praktikums- und Ausbildungszusammenhängen im Gruppenkontext gedeutet und zu sozial bedeutsamen, homologen Orientierungen transformiert werden. Gleiche Erfahrungen können gleichwohl in verschiedenen Gruppen zu unterschiedlichen Strategien führen, so dass sich trotz grundsätzlich ähnlicher Erfahrungen in ersten Arbeitssituationen eine Variationsbreite verschiedener (handlungspraktischer) Orientierungen ergibt. Wivian Weller hat das Ziel, die Unsichtbarkeit von Frauen in Forschungen zu Jugendkulturen, seien sie soziologischer, pädagogischer oder feministischer Provenienz, zu thematisieren und auf ihren empirischen Gehalt zurückzuführen. Um das Zustandekommen der Lücke reflektieren zu können und um sie zu schließen, beschäftigt sie sich mit Mädchengruppen der Hip Hop-Szenen in Berlin und Sao Paulo. In einer Ausgangsthese formuliert Weller, dass der Forschung zumeist die theoretische Annahme zugrunde liegt, dass jugendkulturelle Aktivitäten in erster Linie der Selbstbehauptung dienen – ein utilitaristisches Modell, das den tatsächlichen Ausdrucksgehalt auf rationale Strategien reduziere. Ihr Fokus liegt dagegen auf

der Variation von Ausdrucksgehalten und Orientierungen in der Praxis kultureller Stile. Ein erster Befund aus der Untersuchung von Gruppen aus Berlin und Sao Paulo liegt bereits vor der Rekonstruktion von Orientierungen in der Beobachtung, dass die jungen Frauen eher temporär auf der Bühne der Jugendkulturen agieren, und kaum ein aktives Mitglied über 20 Jahre alt ist. In der weiteren Arbeit am Datenmaterial, das mittels Gruppendiskussionen erhoben wurde, zeigt sich, dass für die jungen Frauen aus dem brasilianischen Kontext die Aushandlung zwischen gegenwärtiger jugendkultureller Praxis und antizipierter Familien-/Mutterrolle höchst bedeutsam ist und sie für sich traditionelle Rollenbilder aktivieren, und sei es in der Form, dass die eigene Mutter sich um ihre (Enkel-)Kinder kümmern wird. Die in Berlin lebenden jungen Frauen haben sich gleichermaßen mit Rollenerwartungen ihrer Umgebung auseinanderzusetzen, und zwar mit denen der männlichen Gleichaltrigen. Am Übergang vom Mädchen zur Frau werden sie mit Zuweisungen aus dem traditionellen sozialen Gefüge konfrontiert, das mit den eigenen Aktivitäten in Einklang gebracht werden muss. Für beide Gruppen bedeutet dies, dass sie ihre kulturelle Performance doppelt behaupten müssen: gegenüber der männlichen Dominanz im kulturellen Segment und gegenüber sozialen Rollenerwartungen. Von hier ausgehend lassen sich dann Fragen nach der Identitätsbildung und den Geschlechterverhältnissen in jugendkulturellen Räumen formulieren, die zugleich noch intensiver die spezifischen Handlungsräume der jungen Frauen in diesen Kontexten herausarbeiten können. Nicolle Pfaff beschäftigt sich mit der Frage, wie Kinder bzw. Präadoleszente nicht nur in Ordnungen der sozialen Ungleichheit agieren, sondern diese als Praxis im Peer-Milieu erlernen und ausüben. Hiermit schließt sie eine wichtige Forschungslücke, indem sie den Blick auf den Lernprozess von Praktiken der sozialen Unterscheidungen und Zuschreibungen in kulturell differenten Milieus dieser Altersgruppe richtet. Die Darstellung bezieht sich auf eine Gruppe von Jungen in Brasilien, innerhalb derer geschlechtsbezogene Differenzierungen entlang von Verhaltensweisen in kulturellen, sozialen und genderbezogenen Kontexten

vorgenommen werden. Die Unterscheidung sozialer Klassen wird durch Schulzugehörigkeit markiert und die Hautfarbe für die nachrangige Unterscheidung von Ethnizität herangezogen. Die deutschen Gruppen naturalisieren geradezu die Unterscheidung von geschlechtshomogenen Gruppen innerhalb der Peergruppen. Hier werden soziale Unterschiede entlang des Bildungsstatus der Eltern aktiviert, während ethnische Unterscheidungen an stilistischen Unterschieden, die für ganze Gruppen kulturalisiert werden, vorgenommen werden. Für beide Kontexte spielen Generationsunterschiede insofern eine Rolle, als sie in ästhetischen und wertbezogenen Einstellungen verankert werden. Weitere vermittelte Aspekte der sozialen Distinktion stellen die Entwicklungsgrade, der Geschmack und schließlich der schulische Erfolg dar, der insbesondere für die deutschen Gruppen Relevanz besitzt. Deutlich wird, dass eine große Bandbreite und Variationsvielfalt von Dimensionen ausfindig gemacht werden kann, die für die soziale Differenzierung in Peergruppen bedeutsam sind. Grundsätzlich stellen sie einen erheblichen Anteil der Identitätsarbeit am Übergang von Kindheit zum Jugendalter dar. Die Varianten sind hierbei mit den unterschiedlichen Dimensionen der sozialen Kontexte verknüpft, beispielsweise steigt die Anerkennung atypischer Geschlechtsverhaltensweisen mit der Zugehörigkeit zu sozial privilegierten Gruppen sowohl in Brasilien als auch in Deutschland. Kontextübergreifend kann zudem ausfindig gemacht werden, dass Indikatoren einzelner Kategorien als Kennzeichen von Unterscheidungen anderer Dimensionen genutzt werden. Um zu bestimmen, welches die basalen Unterscheidungsdimensionen sind, auf die dann weitere Differenzierungen bezogen werden, sind weitere Forschung nötig. Zumindest lässt sich die Frage stellen, ob die klassischen Dimensionen von class, gender, race/ethnicity und schließlich generation diese Funktion auch für die sozialen Unterscheidungs- und Lernprozesse in den Peergruppen darstellen.

In dem Passus, der um die dokumentarische Interpretation von Interviews zentriert ist und von einem methodologisch ausgerichteten Text Arnd-Michael Nohls eingeführt wird, stellen Arnd-Michael

Nohl und Ulrike Selma Ofner Teilergebnisse aus einer international vergleichenden Studie vor, in welcher die handlungswirksamen Orientierungen hochqualifizierter Migrant/innen bei der arbeitsmarktlischen Verwertung ihrer Qualifikationen untersucht wurden. In der dokumentarischen Interpretation der erhobenen Interviews und einer mehrdimensionalen Typenbildung dröseln sie die komplexen Prozesse auf, die sich im Kontext der Motivationslagen und -gründe sowie verschiedener Arbeitsmarktregularien in den einzelnen Ländern je spezifisch darstellen. Besonders bemerkenswert ist hier der Befund, dass neben Fremd- und Selbstethnisierungen ein drittes Verhältnis ausfindig zu machen ist, in welchem Migrant/innen (Teil-)Gemeinsamkeiten mit sprachlich-kulturell differenten Gruppen nutzen, um die eigene Position im Arbeitsmarkt zu generieren, beispielsweise durch russische Sprachkenntnisse.

Der letzte Abschnitt wird von einem Beitrag zur dokumentarischen Interpretation in der Anwendung auf Bilder von Ralf Bohnsack eingeleitet, der mit Beiträgen zur Rezeption (Alexander Geimer) und zur Produktion (Astrid Baltruschat) von Filmmaterial wie zu ästhetischen Selbstzeugnissen (Andrea Salisch) das Spektrum der Interpretation visueller Daten breit abbildet.

Die dokumentarische Methode wird in diesem Band ein weiteres Mal als theoriefundiertes Instrumentarium präsentiert, welches sich mit seinem vergleichenden Vorgehen in mehrdimensionalen Konstellationen und daran anschließende Typenbildungen als hervorragend geeignet für die qualitative Erforschung interkultureller Zusammenhänge erweist. Die Stärke liegt vor allem darin, dass hier keine Unterscheidungskategorie per se als absolute (voraus-)gesetzt wird, sondern gerade die Konstruktionsprozesse solcher in den Blick genommen werden. Dennoch besteht weiterhin Klärungsbedarf, wie sich die Internationalität auf der Ebene der Forscher/innen in methodologischen Reflexionsprozessen niederschlagen kann.

In Sammelband *Interpretative Sozialforschung und Kulturanalyse. Hermeneutik und die komparative Analyse kulturellen Handelns* werden Texte präsentiert, deren Autor/innen das Interesse an der

kulturellen Seite von Handlungen teilen, die dem Aspekt des Kulturellen in seiner Eigenschaft als sinn- und bedeutungsstrukturierendem Phänomen verpflichtet sind. Als Grundvoraussetzung wird konstatiert, dass Handlungen als kulturelles Phänomen ausschließlich komparativ untersucht werden können. Von hier aus seien eingehende Reflexionen der komplexen theoretischen Grundbegriffe und anspruchsvolle Verfahren gefordert, so Gabriele Cappai, Shingo Shimada und Jürgen Straub im Vorwort. Die Beiträge kommen aus der Soziologie, der Psychologie und der Pädagogik, es sind theoretische, begriffsanalytische und methodologische Überlegungen, erweitert durch Einblicke in einzelne empirische Studien. Der Band ist in drei Abschnitten angeordnet: *Theoretische Positionen und methodologische Reflexionen* (1), *Empirische Analysen und praktische Applikationen* (2), *Materiale Studien und zeitdiagnostische Perspektiven* (3). Ein Akzent der Beiträge liegt auf interkulturellen Konstellationen.

Gabriele Cappai eröffnet mit grundlagentheoretischen Überlegungen der Kultursociologie, unterstreicht den Aspekt von Kultur im Handeln, ohne den Handelnden einzig auf Kultur zu determinieren: Vielmehr wirkten Kultur, soziale Struktur und Persönlichkeit zusammen (15). Cappai differenziert im weiteren Argumentationsgang drei Verfahrensweisen der Rekonstruktion und der Interpretation fremdkultureller Phänomene aus: Das Interpretieren zerlegt er in verschiedene Ausprägungen und Ansatzpunkte, für das Übersetzen reklamiert er die soziale und kulturelle Analyse des Sprachkontextes und schließlich drängt er für das Vergleichen auf eine sorgfältigere Reflexion des *tertium comparationis* und dessen implizite Setzungen. Methodisch und methodologisch herausgefordert sieht Cappai die auf Handlungen und Praktiken bezogenen Kulturanalysen durch Determinismus, Relativismus und Ethnozentrismus. Systematisierungen der Forschungsprobleme, die bis in die analytische Philosophie greifen, bieten allerdings die Möglichkeit zur fallspezifischen und gleichzeitig der Komplexität des Methodologiediskurses sich annähernden Bearbeitung. In einem weiteren Beitrag im ersten Abschnitt des Buches entfaltet Cappai eine Argumentati-

on, in welcher er das rekonstruktive Paradigma als den Forschungsansatz herausstellt, der für die Forschung in kulturell fremden Wirklichkeiten prädestiniert sei und begründet dies mit der dort angesiedelten Selbstreflexivität. Cappai gibt zu bedenken, dass auch Methoden der empirischen Sozialforschung nicht kulturunspezifisch bzw. -neutral seien. Im zweiten Abschnitt des Buches setzt sich Shingo Shimadas in seinem Beitrag mit dem Zusammenhang von Biographie, Kultur und sozialem Wandel auseinander und untersucht forschungspraktische Konsequenzen kultureller Mischformen (Stichwort u.a. Hybridität). Am Beispiel von lebensgeschichtlichen Erzählungen aus Japan führt er aus, welche Rekonstruktionsleistung bei der Interpretation solcher Texte erbracht werden kann. Hierbei zeigt er auf, dass derartige Texte durch das implizite kulturelle Wissen, aber auch durch das individuelle und kollektive Gedächtnis sowie durch Selbstinszenierung strukturiert sind. Insbesondere geht es ihm um die Bedeutung von Kultur, die sich in den Voraussetzungen der Sprache, der gesellschaftlichen Struktur als Rahmen für einen individuellen Lebenslauf und schließlich eine vorgängige Konzeptionalisierung eines Selbst, das in sozialen Zusammenhängen relationiert werden kann, zeige.

Aus dem dritten Abschnitt des Buches sind Hans-Georg Soeffners und Dariusz Zifonuns Auseinandersetzungen mit Integration aus einer wissenssoziologischen Perspektive hervorzuheben. Die Autoren unterscheiden in ihrem Beitrag zwei Ebenen der Integration: jene in die und innerhalb der Alltagswelt, die sich fortwährend im Handeln vollziehe, wird von einer symbolischen Integration, die sich dem eigenen Tun entziehe, geschieden. Hierbei zielen sie auf eine Umkehrung der Integrationsforschung ab, indem sie den Ausgangspunkt beim Einzelnen und nicht bei der Gesellschaft und den ihr inhärenten Totalitätsvorstellungen ansetzen, um vermehrt auftretende Wissensasymmetrien in unterschiedlichen Dimensionen fassen zu können.

Der von Johannes Bilstein, Jutta Ecarius und Edwin Keiner herausgegebene Band *Kulturelle Differenzen und Globalisierung* präsentiert Ergebnisse der Sektionstagung der Allgemeinen Erziehungswissenschaft

in der DGfE, die im Frühjahr 2009 stattfand. Der gemeinsame Bezugspunkt der 13 Beiträge sind die Herausforderungen für den Umgang mit Komplexität und Kontingenz, die sich durch die kulturellen Differenzen und durch Globalisierung neu gestalten würden (7). Nach einer kurzen Einleitung werden theoretische Überlegungen, methodologische Reflexionen, historisch-rekonstruktive und kritische Betrachtungen der eigenen Disziplin, pädagogische Anwendungsmodi mit Bezug auf die Globalisierung und schließlich Forschungsergebnisse, die sich u.a. dem Topos der Migration zuwenden, zusammengetragen. Sie sind in drei Abschnitten angeordnet: *Differenzen und Globalisierung: erziehungswissenschaftliche Perspektiven* (1), *Zur erziehungswissenschaftlichen Topographie der Globalisierung* (2), *Migration und Konfrontation: Bildungsprozesse unter veränderten Bedingungen* (3).

Zum ersten Bereich zählen u.a. die Beiträge von Ulrike Hormel und Katharina Walgenbach. Während die Erstere den Zusammenhang von Differenz und Diskriminierung seziert, indem sie die Mechanismen der Konstruktion von Ethnizität und sozialer Ungleichheit profunde auch auf die eigene Disziplin anwendet, befasst sich Katharina Walgenbach mit Intersektionalität und stellt für dieses Analyseparadigma als Stärken heraus, dass in ihm die interne heterogene Strukturierung sozialer Kategorien bedacht werde und dass die Kategorien als interdependente angesehen würden. Im zweiten Abschnitt breitet Adrian Schmidtke materialreich die internationalen Bezüge des Vorschuldiskurses zwischen 1965 und 1976 aus. Im dritten Abschnitt reflektiert Astrid Messerschmidt erneut Bildungsprozesse und die notwendige Reflexion globalisierter Projekte. So erhellend einzelne Beiträge sind, so schwer stellt sich ein gemeinsamer Diskussionszusammenhang ein. Selbst die Zuordnung der Beiträge zu den einzelnen Rubriken kann nicht immer überzeugen, so dass sich schwerlich von einem durchkomponierten Buch sprechen lässt. Zugleich zeigt dieser Band, dass die methodisch ausdifferenzierte Bearbeitung von Fragen aus dem Kontext von Internationalität, Globalität und kulturellen Differenzen Disziplinengrenzen längst überschritten hat: Was aussteht, ist

ein profundes selbstreflexives Umgehen mit den Konsequenzen für Denktraditionen in der Allgemeinen Erziehungswissenschaft.

Der Fokus des Lehrbuchs von Pranee Liamputtong *Performing Qualitative Cross-Cultural Research* liegt auf ethnologischer Forschung, die kleine, zumeist marginalisierte Gruppen in den Blick nimmt, seien es native Bevölkerungsgruppen, kulturelle und/oder soziale Minderheiten, wie beispielsweise Frauen einer besonderen Migrationsgruppe. Liamputtongs eigener Forschungshintergrund kann hier genannt werden, da sie als Professorin für Public Health einen Schwerpunkt darin sieht, nordthailändische Frauen, die in Australien leben, z.B. hinsichtlich ihrer Erfahrungen mit Kaiserschnittgeburten zur Sprache kommen zu lassen. Hiermit ist ein deutlich formuliertes Interesse der Autorin benannt, die eigene Forschung nicht nur implizit normativ zu fundieren, sondern explizit eine normative Ausrichtung einzuschlagen und diese methodisch zu verankern. Es geht ihr darum, Menschen in ihren Selbstdeutungen zu Wort kommen zu lassen und jeden möglichen Anlass zur weiteren Marginalisierung durch Forschung und Publikation zu verhindern. Im Gegenteil, sie spricht von Empowerment und von Methoden, die in der Forschung zu mehr Handlungsmöglichkeiten und mehr Einfluss der Beforschten führen. Die einzelnen Buchkapitel sind analog aufgebaut und könnten auch als Behandlung eines Problems unabhängig voneinander rezipiert werden. Jedes ist mit Übungsvorschlägen zur Weiterarbeit, einer Zusammenfassung und Hinweisen auf besonders relevante Literatur ausgestattet. Im ersten Kapitel führt Liamputtong überblicksartig in den Problemzusammenhang und ihr Vorgehen ein, es folgen Kapitel zu ethischen Perspektiven, zum Zugang zu Untersuchungsteilnehmer/innen und zur Reziprozität, die als wechselseitige Verantwortung verstanden wird. Weitere Kapitel bearbeiten das kulturelle Einfühlungsvermögen und die (ethische) Verantwortung der Forscher/innen, deren Perspektive als Outsider, Bedingungen kulturübergreifender Kommunikation und Sprachverhältnisse und das Verhältnis zwischen individuellen und kollektiven Dimensionen von Aussagen. Nicht zuletzt werden Fragen des

Schreibens und Verbreitens von Forschungsergebnissen diskutiert. Jedes Kapitel enthält einen Aufriss des speziellen forschungspraktischen Problemzusammenhangs, dessen Diskussion und schließlich umfangreiche Einblicke in Lösungsvarianten unterschiedlicher Forschungsansätze. Die Fülle der zitierten und auf ihre methodische Reflexivität hin befragten internationalen Studien ist immens. Liamputtong ist in ihrer ausdrücklich anti-kolonialen Herangehensweise zutiefst parteiisch, die Argumentation also vielmehr normativ als theoretisch eingebettet. Gleichwohl führt sie zu ähnlichen Überlegungen wie die grundsätzliche Debatte zur Standortgebundenheit, die vielschichtigen Erörterungen zu Übersetzungsproblemen oder die Frage nach den strukturellen und machbezogenen Differenzen zwischen verschiedenen Wissensformen – wenn auch nicht immer zu gleichen Ergebnissen. So sind für sie die durch Forschung erreichten Erkenntnisse auf eine Verbesserung der Praxis ausgerichtet, beispielsweise durch kulturell informierte Operationspraxen beim Kaiserschnitt in australischen Krankenhäusern. Relevanz bemisst sie in erster Linie an der Dimension der Verbesserung von Lebenslagen der Beforschten, denen sie das Verfügungsrecht über das durch die Forschung gewonnene Wissen zuspricht. Diese Positionierung, die im Gegensatz zum theoretisch formulierten unüberwindbaren Hiatus zwischen Wissen erster und Wissen zweiter Ordnung steht, lässt sich auch vor dem Hintergrund anwendungsorientierter Forschung verstehen. Gleichwohl ließe sich von hier aus fragen, ob nicht die Machtfrage in theoretisch gesättigteren Überlegungen vordergründig zwar suspendiert zu sein scheint, letztlich aber zu Gunsten der Forscher/innen bearbeitet wird.

Das in 9. Auflage erschienene Lehrbuch von James Peoples und Garrick Baileys folgt dem Ziel, Studierenden einen umfassenden Einblick in die Ethnologie, in ihre grundlagentheoretischen Voraussetzungen und methodischen Anforderungen zu gewähren und in die gegenwärtige Relevanz gehaltvoller Forschung im Kontext von Globalität und Globalisierung einzuführen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist das Buch in vier Teile gegliedert, die jeweils mehrere Kapitel umfassen: Im ersten

Teil *Humanity, Culture, Language* steht die Entfaltung der Grundlagentheorien im Vordergrund, im zweiten Teil *Theories and Methods of Cultural Anthropology* wird in die Arbeitsweisen und deren Fundierung eingeführt, im dritten Teil *The Diversity of Cultures* werden materialreich zentrale Forschungsfelder und -ergebnisse dargestellt. Mit zehn Kapiteln, die u.a. das Verhältnis von Kultur und Natur, Konstruktion von Verwandtschaft, Religion und Weltanschauung, die Strukturierung von Ungleichheit und schließlich auch Kunst und Ästhetik in unterschiedlichen Bezügen bearbeiten, nimmt es deutlich mehr als die Hälfte des Buches ein. Im vierten Teil *Anthropology in the Global Community* werden die drei vorangegangenen Stränge mit Blick auf Globalität und Globalisierung verdichtet. Beispielhaft können hierfür Abschnitte zum Hunger, zu Auswirkungen der weltweiten kulturellen Entwicklungen und ökonomischen Verflechtungen auf lokaler und regionaler Ebene wie zu Fragen angewandter Ethnologie im Gesundheitswesen genannt werden. In diesem Lehrbuch werden auf unterschiedlichen Aggregationsebenen Zusammenfassungen wie Vertiefungen geboten, die es ermöglichen, sich in kurzer Zeit eine Übersicht über das Gebiet zu verschaffen und dennoch von einem letztlich frei zu wählenden Punkt aus in die Verästelungen der Ethnologie auf hohem Niveau vorzudringen. Auch verführt die in Kleinstschritten aufbereitete Strukturierung des Materials zur Rezeption kleiner, voneinander isolierter Portionen: Jedes Kapitel wird mit einer Aufstellung der Lernziele eingeleitet, auf jeder Seite werden Begriffe in maximal 20 Worten hervorgehoben definiert, jedes Kapitel enthält eine Zusammenfassung, die die Diskussionsgegenstände, den zu reproduzierenden Lernstoff und die vertiefenden Zusammenhänge eigens ausweist, ebenso einen Kasten (*concept review*), in dem Begriffskonzeptionen erneut zusammengefasst werden. Dieses Lern- und Studienprogramm wird ergänzt durch eingeschobene Vertiefungstexte, die einen Anwendungsfall des thematischen Zusammenhangs angesichts globaler Herausforderungen entfalten, und schließlich durch Hinweise auf Medienressourcen, die der Verlag auf dieses Buch abgestimmt zur

Verfügung stellt: Mittels dieser kann der Lernstoff online erneut repetiert werden. Im methodischen Teil wird besonders deutlich, dass es sich bei dem Buch um ein Lehrbuch für das gesamte Fach, nicht aber um eines, das in eigene Forschung einführen will, handelt. Auf den ersten neun Seiten des Methodenteils wird in den Methodenkatalog ethnographischer Feldforschung eingeführt. Behandelt werden neben einer allgemeinen Darstellung von Interviewverfahren und teilnehmender Beobachtung methodologische Grundprobleme, wie der Komplex immanenter Zuschreibungsmechanismen oder die Reflexion von Feldforschung als Initiationsritus für Ethnographen. In einem zweiten Unterabschnitt werden komparative Methoden im engeren Sinn dargestellt, hier ausgehend von der Tatsache, dass sich das Spezifische einer untersuchten Gruppe, Kultur oder Lebenswelt erst durch den Vergleich mit anderen ergäbe. Der Verweis auf die 1949 gegründete Datenbank Human Relations Area Files, die bis heute kodierte Variablen zu mehr als 100 Kulturdimensionen von 1167 Gesellschaften gesammelt hat, wird als besonderes Sampling von Referenzhorizonten benannt. Erst eine solche umfangreiche Sammlung von Angaben zu einzelnen Gruppen lasse die Varietätenvielfalt und Unterschiede erkennen, stelle aber vor allem die Voraussetzung für die Erklärung spezifischer Zusammenhänge dar. Einerseits werden im Anschluss Cross-Culture-Vergleiche auf den einfachen Dreischritt einer Hypothesenbildung, der Auswahl von Vergleichskulturen, dann schließlich zur Erklärung des Vorfindlichen die Rezeption der statistischer Variablen und der Versuch, in ihnen Muster homologer Datenbereiche zu finden, beschränkt, andererseits wird auf dieser Basis das Problem der Korrelation vs. Kausalität zur Erklärung kultureller Phänomene eingekreist und deutlich gemacht, wie die Zersplitterung komplexer sozial-kultureller Zusammenhänge in Variablen auf Generalisierungen und unhistorisch-sta-

tische Grundannahmen hinauslaufe, also fragliche Forschungsergebnisse produziere. In der nächsten Spirale des Nachdenkens über kulturvergleichendes Vorgehen wird der Einwand formuliert, dass in Vergleichsverfahren Variablen dekontextualisiert würden. Der vertiefende Einschub präsentiert schließlich verschiedene Interpretationen des Todes Thomas Cooks in Hawaii im Jahr 1779, einschließlich der postkolonialen Dekonstruktion gängiger Darstellungen, um die begrenzte Reichweite implizit eurozentrischer Interpretationen kultureller Sachverhalte zu problematisieren. Die Zusammenfassung des Methodenteils bildet schließlich auf elf Zeilen – im Rekurs auf die Stichworte *Ethnographic methods*, *Ethnographic fieldwork*, *Ethnographic research*, *Comparative methods*, *Cross-cultural comparisons* und *Controlled Comparisons* – die angestrebte Essenz lexikalischen Wissens ab (110), gleichwohl werden problemorientierte Horizonte eröffnet, die die positivistische, lernstofforientierte Darstellungsweise immer wieder durchbrechen und zu weitergehenden Diskussionen auffordern.

In den Büchern wird ein breites Spektrum methodischer, methodologischer und thematischer Facetten in der Annäherung an kulturelle Differenzen entfaltet. Deutlich wird, dass dieses Feld zu bearbeiten ein Prozess ist, der qualitativer Forschung inhärent ist und damit allenfalls zu einem jeweils auf den Gegenstand bezogenen Zwischenfazit gelangen kann. Wie offen aber der Problemkontext gehalten wird und/oder werden kann, hängt sowohl vom Forschungsgegenstand und seiner Einbettung als auch von der je eigenen Schwerpunktsetzung auf methodisches oder empirisches Argumentieren und schließlich vom Verwendungszusammenhang, beispielsweise der Lehre als spezifischem Kontext, ab. Alle Beiträge gemeinsam dokumentieren auf eindrucksvolle Weise, dass Forschung ohne kritische Reflexion der eigenen Referenzrahmen nicht mehr auskommt.

Rezensionen

Karin Haubrich

Ralph Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann (Hrsg.): Dokumentarische Evaluationsforschung. Theoretische Grundlagen und Beispiele aus der Praxis. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich 2010, 356 S., 978-3-86649-292-9, 39,90 Euro.

Der Titel des Sammelbandes *Dokumentarische Evaluationsforschung – Theoretische Grundlagen und Beispiele aus der Praxis* lässt theoretisch und methodologisch Interessierte bereits mehr erwarten als lediglich eine Bestandsaufnahme praktischer Beispiele der Evaluationsforschung. Vielmehr verspricht der Titel die Vorstellung eines neuen Zugangs der Evaluation, der den vorrangig anglo-amerikanisch geprägten evaluationstheoretischen Diskurs um einen eigenständigen Beitrag aus dem deutschsprachigen Raum erweitert. Das ist insofern beachtlich, als die Evaluationstheoriendebatte und die Differenzierung unterschiedlicher Modelle der Evaluation hierzulande zwar schon seit den 1970er Jahren rezipiert werden, aber bislang eher neue Systematisierungen dazu beigetragen wurden. Eigenständige theoretisch und methodologisch begründete Evaluationszugänge wurden dagegen nur bedingt entwickelt und in die internationale evaluationstheoretische Debatte eingeordnet.

Die einführenden Beiträge der beiden Herausgebenden erläutern die konzeptionellen Grundlagen sowie die theoretischen und methodologischen Prämissen des Evaluationsansatzes, der Mitte des vergangenen Jahrzehnts im Rahmen eines Projekts zur Peer-Mediation entwickelt wurde. Praktische Anwendungen der dokumentarischen Evaluationsforschung unter Einsatz unterschiedlicher Methoden (Gruppendiskussion, Interview und teilnehmende Beobachtung) werden in den drei Praxisfeldern *Unterrichtsentwicklung und Professionalität in Schule und Vorschule*, *Jugendarbeit, Jugendförderung und Jugendschutz* sowie *Organisations-, Betriebs- und Personalrekrutierung* mit 13 Beiträgen von 19 Autorinnen und Autoren vorgestellt. Damit wird deutlich, dass die dokumentarische Evaluationsforschung in enger Auseinandersetzung mit ihrer praktischen Anwendung entwickelt wurde. Die gemeinsame Vorstellung eines neuen Evaluationszugangs und praktischer Anwendungsbeispiele, die vorrangig ein methodologisches Interesse verfolgen, veranschaulicht nachvollziehbar, was es bedeutet, Evaluationen mit diesem Zugang durchzuführen. Dies erleichtert Adaptionen und Übertragungen in weitere Politik- und Praxisfelder. Aus der Tradition der rekonstruktiven Forschung kommend und diese auch in systematischer Unterscheidung zu standardisierenden und offenen Zugängen mitbe-

gründend ist es für die Herausgebenden selbstredend, dass neue Zugänge der qualitativen Evaluationsforschung aus ihrer praktischen Anwendung und deren theoretischer und methodologischer Rekonstruktion heraus entwickelt werden. Dies steht in deutlichem Unterschied zu mehreren Modellen aus dem englischsprachigen Raum, die im ersten Schritt als normative Theorien bekannt wurden (bspw. die zielfreie Evaluation nach Scriven). Dort prägt in der Folge seit vielen Jahren die Forderung nach einer verstärkten empirischen Theorieentwicklung durch die Erprobung und systematische Untersuchung der Umsetzung theoretischer Modelle die Diskussion. Die Beiträge dieses Sammelwerkes veranschaulichen lebendig den aktuellen Entwicklungsstand der dokumentarischen Evaluationsforschung und lassen zugleich weitere Herausforderungen erkennbar werden. Doch um nicht den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, sollen zunächst die Beiträge zusammenfassend vorgestellt werden.

Schon die einleitende methodologische und grundlagentheoretische Verortung der dokumentarischen Evaluationsforschung von Ralf Bohnsack und Iris Nentwig-Gesemann macht deutlich, dass die dokumentarische Evaluationsforschung mehr ist als die Anwendung der dokumentarischen Methode (mit ihrer Fokussierung der Handlungspraxis und deren Soziogenese sowie der analytischen Unterscheidung von kommunikativem und konjunktivem Wissen) auf evaluative Fragestellungen. Erstens stellen sich mit der Anwendung auf den Bereich der Evaluation neue Fragen zum einen der Bewertung und zum anderen der Nutzung der Ergebnisse. Zweitens eröffnet die Zusammenführung der Diskussion über die dokumentarische Methode und die Evaluationstheoriendebatte interessante Perspektiven für letztere. Analog zur responsiven Evaluation (Stake) und der praktischen Hermeneutik (Schwandt) nimmt auch die dokumentarische Evaluation die gelebte Handlungspraxis zum Ausgangspunkt und zentralen Gegenstand ihrer Analysen und erschließt diese über die Rekonstruktion des handlungsleitenden Wissens der Akteure. Dies ist evaluations-theoretisch gewendet insofern folgenreich, als damit der Anwendungsbezug von Evaluationen – so Bohnsack und Nentwig-

Gesemann – dann nicht zu einer Beschränkung für den Einsatz wissenschaftlicher Methoden wird, sondern zum Ausgangspunkt und Gegenstand methodologischer und theoretischer Weiterentwicklungen. Dies gilt gleichermaßen für die Prozesse der Erkenntnisgewinnung wie auch der Verwendung der Ergebnisse (wie kommunikative Verhandlung im Entdeckungs- und Verwertungszusammenhang, Rückkopplung von Ergebnissen an die Stakeholder, Zielfindungsprozesse und Qualitätsentwicklung, Erarbeitung von Empfehlungen für Politik und Praxis). Für die Evaluationstheoriendebatte ergibt sich daraus die Herausforderung, Fragen des Wissenstransfers in die Praxis, der Moderation und Aushandlung nicht aus der Wissenschaft auszuklammern, sondern vielmehr ebenso grundlagentheoretisch und methodologisch zu reflektieren.

Ralf Bohnsack begründet in seinem Beitrag die einleitend bereits thesenartig skizzierte methodologische und grundlagentheoretische Rahmung und Einordnung der dokumentarischen Evaluationsforschung in Auseinandersetzung mit der nationalen und internationalen Debatte zur qualitativen Evaluationsforschung, insbesondere dem im nordamerikanischen Raum dominierenden interpretativen Paradigma. Besonders hervorzuheben ist die in der Adaption auf evaluative Fragestellungen liegende Weiterentwicklung der dokumentarischen Methode über eine Differenzierung zwischen expliziten Bewertungen und impliziten, atheistischen Werthaltungen. Damit greift er ein zentrales, aber bislang methodisch und methodologisch eher stiefväterlich behandeltes Thema der Evaluationsdebatte auf. Interessante Perspektiven eröffnen sich außerdem mit dem Einbezug der Verwendungsseite. Den elementaren Gesprächscharakter von Evaluation betonend unterscheidet Bohnsack drei Phasen der Ergebnissicherung und -rückkopplung: erstens die empirisch fundierte begrifflich-theoretische Explikation der handlungsleitenden Wissensbestände und Orientierungen, zweitens Rückvermittlung dieser Erkenntnisse und Kommunikation über Differenzen oder Übereinstimmungen der Stakeholder (wissenssoziologisch gewendet, eröffnet dies wechselseitige Einblicke in die jeweilige Standortgebundenheit) und drit-

tens die Entwicklung von gemeinsamen Zielvereinbarungen und Empfehlungen auf dieser Grundlage. Eigene Bewertungen der Evaluierenden werden in die Differenzbearbeitung und Konsensfindung als eine Perspektive neben anderen eingebracht. Die moderierten Gespräche können im Anschluss selbst wiederum Gegenstand einer Rekonstruktion werden. Als offenes Desiderat erweist sich nach Bohnsack die Entwicklung einer Methodik der Moderation. Dies so klar herauszuarbeiten ist jedoch allein schon ein wichtiger Schritt auf dem Weg der evaluationsbezogenen Theorieentwicklung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Beratung. Die sich anschließende ausführliche Begründung von „Evaluation als Typ wissenschaftlicher Forschung“ bleibt beschränkt auf den vorgestellten dokumentarischen Zugang, der sich auf die Explikation impliziten Wissens bezieht (im Unterschied zur Evaluation der Wirkung von Aspirin, um nur ein Beispiel zu nennen). Mit dieser legitimen Eingrenzung argumentiert Bohnsack überzeugend für die Forschungspraxis als wesentliche Quelle methodologischer Reflexion und evaluationstheoretischer Weiterentwicklung. Zugleich benennt er Herausforderungen für weitere Entwicklungen (z.B. ökonomisierende Erhebungs- und Auswertungsverfahren).

Iris Nentwig-Gesemann nimmt zwei weitere methodische Themen näher in den Blick: die Frage der erforderlichen Anpassungen der Gruppendiskussionsverfahren im Rahmen von Evaluationsstudien, die nicht mehr nur erzählgenerierend, sondern auch evaluativ sein sollen, und die Perspektiven, die sich für die Qualitätsentwicklung mit Blick auf die Frage „*wie Qualität praktiziert wird*“ aus einem rekonstruktiven Ansatz der Evaluation ergeben. Angesichts der in der (Sozial-)Pädagogik beachtlichen Nähe zwischen den Debatten zu Evaluation und Qualitätssicherung ergeben sich hieraus wichtige Ansatzpunkte für die Bearbeitung der Schnittmengen.

Das Feld der Unterrichtsentwicklung und Professionalität in Schule und Vorschule eröffnet der Beitrag von Sven Brademann, Sylke Fritsche, Kathrin Hirschmann und Nicolle Pfaff mit dem Beispiel einer formativen und prozessorientierten Evaluation eines Projekts zur Implementierung

der politischen Bildung in die berufliche Ausbildung im Rahmen des Programms Xenos. Aufgezeigt werden das multimethodische Vorgehen und die Relevanz der gewonnenen Ergebnisse für das untersuchte Bildungsprojekt i.S.e. Weiterentwicklung der Praxis einerseits und für die Forschung zur Lehrerfortbildung andererseits. Dies exemplifiziert, wie Anwendungsbezug und wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn gleichermaßen erreicht werden können. Anhand der Evaluation eines Projekts der Lehrerfortbildung und -weiterbildung beleuchten Barbara Asbrand und Claudia Bergmüller das Potential der dokumentarischen Evaluation für die Rekonstruktion des Zusammenwirkens habitualisierten, erfahrungsbasierten und theoretisch-reflexiven Handlungswissens, das für professionelles Handeln in pädagogischen Kontexte kennzeichnend ist. Ihre Ergebnisse verdeutlichen den Erkenntniswert der dokumentarischen Methode: so kann die (In-)Effektivität von Fortbildungen über die von den Lehrkräften explizit benannten Faktoren hinaus durch die Rekonstruktion impliziter Orientierungen erklärt werden. Christiane Lähmann wendet die dokumentarische Methode in einer Selbstevaluation der Wirkungen ihres eigenen Lehrerinnenhandelns und der Erfahrungen der Schüler(innen) an, um die eigene Praxis zu optimieren. Evaluationstheoretisch interessant ist die Herausarbeitung der spezifischen Herausforderungen, aber auch z.T. Begrenzungen der Anwendung des dokumentarischen Zugangs im Feld der Selbstevaluation – zumal Selbstevaluationen gerade in pädagogischen Arbeitsfeldern weit verbreitet sind. Im Feld der Weiterbildung von Früh- und Schulpädagog(inn)en widmet Dorothea Emmerl ihre Evaluationsstudie einem Projekt zur Förderung der Kooperation zwischen pädagogischen Fachkräften in Kindertageseinrichtungen und Grundschulen. Veränderungen der Kommunikations- und Kooperationsqualität im Projektverlauf stehen dabei im Mittelpunkt ihres Interesses. Als Voraussetzungen für eine hochwertige Kooperation erweisen sich ein prozesshafter Gesprächscharakter und ein kollektives Einigungsgeschehen über demokratische Aushandlungen, als hinderlich das Hierarchiegefälle u.a. zwischen Lehrkräften und Erzieher(innen).

Drei Studien illustrieren die Anwendung der dokumentarischen Evaluation in der Jugendarbeit, Jugendförderung und dem Jugendschutz. Arnd-Michael Nohl und Heike Radvan zeigen anhand einer Evaluation jugendpädagogischen Handelns im Problemfeld des Antisemitismus, wie die handlungsleitenden Orientierungen und Werthaltungen von Akteuren als Träger handlungspraktischen und theoretischen Erfahrungswissens im Rahmen von Mitgliedsrollen in Organisationen über die dokumentarische Methode rekonstruiert werden können. Neben den bisher vorgestellten Anwendungsbeispielen mit der Methode der Gruppendiskussion wird damit das Experteninterview als Methode der dokumentarischen Evaluationsforschung exemplarisch vorgestellt und methodologisch begründet. Aufgezeigt werden aber auch anwendungsorientierte Perspektiven für die systematische Vermittlung der Evaluationsergebnisse etwa im Rahmen einer Fortbildung von Fachkräften. Der Beitrag von Ute B. Schröder widmet sich am Beispiel einer Evaluationsstudie zu Schülerfirmen zwei für die dokumentarische Evaluation zentralen theoretischen Konzepten: der Responsivität und der Triangulation (von Perspektiven und Methoden). Beide erscheinen als geeignete „Strategien, um ‚blinde Flecken‘ von Handlungspraktiken und Orientierungen transparent zu machen“. Responsivität als Evaluationsstrategie zielt jedoch über die Erkenntnisgewinnung hinaus auf „die kommunikative Vermittlung und Bewertung von Erkenntnissen, die Beurteilung von deren Praxisrelevanz, die Relationierung mit den beabsichtigten Zielen einer Maßnahme und die Weiterentwicklung der Praxis.“ Anschaulich herausgearbeitet werden die damit verbundenen Herausforderungen anhand dreier transkribierter und komparativ analysierter Feedbackgespräche. Die Autorin schlägt vor, Feedback-Gespräche selbst als eine evaluationsspezifische Form der Perspektiventriangulation zu begründen und greift damit die von Bohnsack und Nentwig-Gesemann formulierte Aufforderung zur Entwicklung einer Methodik der Moderation auf. Alexander Geimer und Achim Hackenberg führen die Leser(innen) ins Feld des Jugendmedienschutzes ein und analysieren die Perspektive von

Prüfer(inne)n auf ihre Prüftätigkeit und die sie dabei leitenden expliziten und insbesondere impliziten Orientierungen. Es geht ihnen darum, mit Blick auf die Praxisoptimierung das Potenzial einer Reflexion der eigenen Standortgebundenheit von Beurteilungen für die Qualität der Prüf- und Bewertungspraxis zu verdeutlichen.

Das Anwendungsfeld der Organisations-, Betriebs- und Personalentwicklung ist mit sechs Evaluationsbeispielen facettenreich repräsentiert. Angesichts der Dominanz der Programmevaluation in der internationalen Debatte ist es begrüßenswert, dass die Evaluation von Organisationen hier einen hervorgehobenen Stellenwert einnimmt. Den Einstieg übernimmt Anja Mensching mit ihrer Evaluation organisationskultureller Praktiken am Beispiel der Polizei. Rekonstruktiv nimmt sie nicht nur komplexe – erwartete und gelebte – Hierarchiezusammenhänge, sondern auch „die Organisation in ihrem Organisieren, d.h. den Prozessen ihrer Reproduktion“ in den Blick. Deutlich wird anhand ihrer Ausführungen, dass sich die Evaluation von Organisationen durchaus spezifischen Herausforderungen zu stellen hat und Evaluierende neben methodischen auch profunde Kenntnisse im Bereich der Organisationstheorien und -forschung mitbringen müssen. Sonja Kubisch eröffnet eine andere Perspektive auf die dokumentarische Evaluation, wenn sie thematisiert, in welcher Weise die besonderen Kennzeichen der Sozialen Arbeit in der qualitativen Evaluationsforschung zu berücksichtigen sind. Als Kennzeichen der Sozialen Arbeit rückt sie den (professionellen) Umgang mit sozialer Differenz (wie Geschlechterdifferenz, ethnische Differenz etc.) und die hierbei handlungswirksamen Orientierungen in den Fokus. Sie schlägt vor, den Umgang mit Differenz als metatheoretische Kategorie zu präzisieren, welche in Evaluationen unterschiedlicher Programme oder Projekte betrachtet werden könnte und auch Perspektiven der Qualitätsentwicklung in der Sozialen Arbeit eröffnet. Interessant sind diese Überlegungen v.a. im Lichte eines Verständnisses von Evaluation, die nicht nur einem instrumentellen Nutzen im Projektzusammenhang dienen, sondern darüber

hinaus zur fachlichen und gesellschaftlichen Weiterentwicklung beitragen will. Cornelia Behnke untersucht anhand zweier Fallstudien Veränderungsprozesse in Unternehmen, die durch externe Beratung als Beitrag zur Früherkennung von betrieblichem Qualifikationsbedarf angestoßen werden. Angelehnt an die dokumentarische Evaluation rekonstruiert sie unter Anwendung von leitfadengestützten Interviews und Gruppendiskussionen die Tiefenstruktur der Interaktionsdynamik zwischen externen Berater(inne)n und Mitarbeiter(inne)n in Betrieben. Der eher an den inhaltlichen Ergebnissen ausgerichtete Beitrag zeigt resümierend die Vorteile, aber auch die Gefahren der empirisch nachgezeichneten Angleichung der beratenden Außen- an die betrieblichen Innenperspektiven auf. Eva Breitenbach und Petra Korte stellen ihre evaluierende Bestandsaufnahme einer Personalentwicklungsmaßnahme in einer Bundesbehörde vor. Dabei legen sie einen Schwerpunkt auf die Verwendungsseite – schließlich sollten die Ergebnisse der Evaluation als Instrumente der Personalentwicklungsmaßnahme nutzbar gemacht werden. In ihrem Ausblick argumentieren sie dahingehend, dass die Rückmeldung von Evaluationsergebnissen zur Beratung werden kann, wenn Empfehlungen formuliert werden. Die von ihnen zugespitzte und nicht abschließend beantwortete Frage nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen einer sozialwissenschaftlichen Evaluation und einer systemischen Organisationsberatung markiert eine zentrale Herausforderung der Weiterentwicklung einer praxeologisch ausgerichteten Evaluation. Gerade die mit der Rückmeldung von Ergebnissen fließend werdenden Übergänge erfordern m.E. umso dringlicher, die Grenzen grundlagentheoretisch klarer zu konturieren als dies bislang offensichtlich gelingt. Evaluationsforschung ist nicht in eins zu setzen mit Beratung, es sei denn wir verlassen die Grundlage der eingangs von Ralf Bohnsack formulierten Definition dokumentarischer Evaluationsforschung. Die Verwendungsseite beleuchtet auch der folgende Beitrag von Juliane Lamprecht – mit Blick auf die Nutzung der Ergebnisse für Prozesse der Qualitätsentwicklung. Am Beispiel einer Schulevaluation zu Leis-

tungsbewertungen entwickelt sie – dem von Bohnsack und Nentwig-Gesemann vorgeschlagenen Phasenmodell folgend – eine Methodik der Moderation für beratende Feedbackgespräche, die über reine Informationsweitergabe hinausgeht. Besonders hebt sie den Stellenwert von Imagination als kontrafaktisches Element zu Erfahrungswissen hervor. Dies hat auch Konsequenzen für die dokumentarische Erhebung und Auswertung, die konzeptionell zu erweitern ist, zumal sich „imaginative Wissensbestände auch in Zukunfts-, Utopie- und Reflexionspassagen sowie bei Selbst- und Fremdzuschreibungen finden lassen“. Es geht nicht allein darum, Erkenntnisse – im Sinne einer Wissens- und Kompetenzhierarchie – zu vermitteln, sondern im Verständnis von Beratung bei den Beteiligten Bildungsprozesse anzustoßen, die evokative Anteile enthalten. Die Reihe der Praxisbeispiele dokumentarischer Evaluationsforschung schließt Werner Vogd mit seiner rekonstruktiven Längsschnittstudie ärztlicher Orientierungen – im Spannungsfeld zwischen organisatorisch-ökonomischen und medizinischen Ansprüchen – im Kontext der Krankenhausmodernisierung. Interessant ist die Adaption der teilnehmenden Beobachtung als ein weiteres Verfahren im Rahmen dokumentarischer Evaluationsforschung. Der Autor setzt sich intensiv mit den damit verbundenen methodischen Herausforderungen auseinander und hebt den hohen Forschungsaufwand hervor, der jedoch bei bestimmten Untersuchungsgegenständen (wie in seinem Fall: korporative Akteure und systemische Aspekte der untersuchten Organisation) gerechtfertigt erscheint. Gerade im Kontext der Evaluation ist dies ein relevanter Aspekt, schließlich sollen sich Evaluationen nach den Standards der „DeGEval – Gesellschaft für Evaluation“ rechnen, d.h. die Kosten-Nutzen-Relation einer Evaluation sollte unter Wahrung von Qualitätsstandards angemessen sein.

Die vorgestellten Beiträge illustrieren ein breites Spektrum an Anwendungen der dokumentarischen Evaluation: von Studien, die für Qualifizierungsarbeiten genutzt wurden, über vorrangig nutzungsorientierte Evaluationen mit ihren Übergängen zur Organisationsberatung bis hin zu einem Beispiel der Selbstevaluation. An vielen

Stellen werden offene Fragen aufgeworfen, die ein hohes Anregungspotenzial für die Weiterentwicklung der Evaluationsdebatte enthalten. Doch schon mit dem aktuell erreichten Reifegrad und Umsetzungsstand leistet die deutschsprachige Debatte mit der dokumentarischen Evaluationsforschung in der wissenssoziologischen Tradition Karl Mannheims einen eigenständigen Beitrag, der auch die internationalen Theoriedebatten im Feld der Evaluation befruchten kann. Rekonstruktive Verfahren, anknüpfend an den Arbeiten von Stake oder Schwandt, bleiben schließlich in ihrem Potenzial in der internationalen Debatte bislang eher unterbelichtet. Hier leistet die dokumentarische Evaluationsforschung einen substanziellen Beitrag. Es scheint gerechtfertigt, die dokumentarische Evaluationsforschung den Modellen der Evaluation zuzurechnen – auch wenn die Autor(inn)en diesen Schritt nicht unternehmen. Neben einer Theorie der Erkenntnisgenerierung in der Tradition der praxeologischen Wissenssoziologie und einer Theorie des Untersuchungsgegenstandes im Sinne von Handlungspraxis (d.h. über die Common Sense-Theorien der Akteure hinausgehend wird das handlungsleitende Wissen der Akteure und dessen Genese zum Gegenstand der Rekonstruktion) entwickeln Ralf Bohnsack und Iris Nentwig-Gesemann sowohl eine Theorie der Bewertung als auch in Grundzügen eine Theorie der Nutzung. So unterscheiden sie bezogen auf den Erkenntnisprozess analytisch zwischen situativ gebundenen Bewertungen und generalisierungsfähigen Werthaltung. Mit Blick auf die Verwendung der Ergebnisse und der Nutzung legen sie die Basis für eine grundlagentheoretisch reflektierte Entwicklung einer Methodik der Moderation. Die Beiträge greifen die eingangs skizzierten Herausforderungen auf, zeigen das Potenzial und die Grenzen unterschiedlicher Methoden auf, adaptieren diese auf den Evaluationskontext und entwickeln sie weiter, diskutieren empirisch fundiert methodologische und theoretische Konzepte (z.B. Responsivität), setzen sich reflektiert mit dem Auftrag der Bewertung auseinander und tragen aus unterschiedlichen Perspektiven zur Entwicklung einer Methodik der Moderation bei.

Dieses große Plus auf der einen Seite hat jedoch auch eine Kehrseite: So besteht in der Evaluationsdebatte weitgehend Konsens, dass der gewählte methodische Zugang in Evaluationen abhängig gemacht werden sollte vom jeweiligen Untersuchungsgegenstand und häufig ein Methodenmix – unter Einbezug qualitativer und quantitativer Verfahren – einzusetzen ist. Nicht immer reicht es aus, zur Beantwortung der oft komplexen Evaluationsfragestellungen nur *einen* erkenntnistheoretisch begründeten methodologischen Zugang zu wählen. Zwar befürwortet Ralf Bohnsack die Anwendung unterschiedlicher Methoden (wie Gruppendiskussion, offene, narrative und biographische Interviews, Bild- und Videoanalysen und die teilnehmende Beobachtung), aber letztlich nur auf dem erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Boden der dokumentarischen Methode. Auch wenn seine dafür angeführten wohlbelegten Argumente fruchtbare Anlässe zur Schärfung der methodologischen Gegenargumente sind, so wird auf diese Weise doch der Anwendungsbereich der dokumentarischen Evaluationsforschung deutlich eingeengt. Sie wird zukünftig im Methodenkoffer der Evaluatoren und Evaluatordinnen ihren Platz einnehmen, weitere Überlegungen, wie sie gewinnbringend auch mit anderen methodischen und methodologischen Zugängen kombiniert werden kann, sollten aber nicht ausgeklammert bleiben und bergen m.E. ein noch ungenutztes Potenzial.

Matthias Völcker

Stefan Thomas: Exklusion und Selbstbehauptung: Wie junge Menschen Armut erleben. Frankfurt am Main/New York: Campus 2010, 447 S. 978-3593391939. 45,00 Euro

Sozialwissenschaftliche Fragestellungen der Gegenwart befassen sich u.a. mit den vielfältigen Umbrüchen in westlichen Gesellschaften, die seit den 1970er Jahren unter dem Deckmantel (neo-)liberaler Rolle-Back-Prozesse die Stützpfeiler der organisierten Moderne und mit diesen die Versprechen des Modernisierungsprozesses – ein gutes und glückliches Leben etwa auf

der Grundlage wohlfahrtsstaatlicher Arrangements leben zu können – sukzessive zersetzen. Gesellschaftsdiagnosen, die sich seitdem mit sich wandelnden sozialen Arrangements, den sie bedingenden Prozessen und den biographischen Erfahrungen der in diese Transformationsprozesse involvierten Akteure befassen, erweisen sich dabei als komplexe Gefüge, die mit der Kultur des neuen Geist des Kapitalismus (vgl. Boltanski/Chiapello 2006; Sennett 2007) verbunden sind. Als Bestandteile dieser Kultur gelten etwa permanente Ungewissheitserfahrungen, die als Konsequenzen fortschreitender kapitalistischer Entwicklungen entstehen. Insbesondere die Erschütterungen biographischer Lebensmuster stehen dabei im Vordergrund jüngerer Arbeiten aus diesem Zusammenhang. Die Vielfalt der verhandelten Folgen werden durch ein vielgestaltiges theoretisches wie empirisches Begriffsangebot repräsentiert, mit deren Hilfe unterschiedliche soziale Phänomene wie auch ganze Forschungsrichtungen formuliert werden. Dabei ist dann etwa von sich „ausbreitender Prekarität“ und Prekarisierung (vgl. etwa Dörre/Castel 2009) oder gar den „Überflüssigen“ (vgl. Bude/Willisch 2008) die Rede und die „Wiederkehr der sozialen Unsicherheit“ (Castel 2009, S. 21) tritt in ihren vielfältigen Facetten als (Re-)Formulierung der sozialen Frage erneut in den Mittelpunkt sozialwissenschaftlicher Auseinandersetzungen.

Mit diesen vielfältigen Themenfeldern setzt sich auch die hier rezensierte Untersuchung: *Exklusion und Selbstbehauptung: Wie junge Menschen Armut erleben* von Stefan Thomas (2010) auseinander. Die Monographie ist das Resultat einer umfassenden und über einen langen Zeitraum realisierten Untersuchung von Jugendlichen am Berliner „Bahnhof Zoo“. Die Auswahl dieser „Extremgruppe innerhalb der Armutpopulation“ (S. 39) legitimiert sich einerseits durch die Absicht, die Vielfalt der elementaren Erscheinungsformen von Armut und Exklusion zu untersuchen, andererseits in dem ambitionierten Vorhaben, die disziplinären Grenzen zwischen soziologischen und psychologischen Forschungszugängen im Sinne einer Verbindung differenter Perspektiven zu überschreiten, um damit soziale Zusammen-

hangsstrukturen besser analysieren und verstehen zu können.

Seit den 1970er Jahren gilt der Bahnhof Zoo dabei als der „soziale Unort“, an dem sich Junkies, Stricher und Obdachlose und damit vielfältige (vielfach individualisierte) Problematiken überlagern. Unter den gegenwärtigen Bedingungen hat sich jedoch auch „der Bahnhof“ gewandelt. Fungierte dieser in den 1970er Jahren noch als ein Ort jugendkultureller Abgrenzungsgelegenheiten und sozialer Ausbruchsversuche, so ist der Bahnhof heute zum paradigmatischen Ort des sozialen Abstiegs avanciert (S. 12), der für eine Vielzahl desintegrierter Jugendlicher zum Treffpunkt wird. Der soziale Raum des Bahnhofs symbolisiert dabei eine letzte Zufluchtsstätte für Jugendliche, die jedoch nicht simplifizierend (etwa als Endstation einer Drogenkarriere) thematisiert werden kann, sondern vielmehr am Ende einer Kette sozialer Exklusionsprozesse steht und für die Jugendlichen die letzte Möglichkeit markiert, „überhaupt noch irgendwo dazuzugehören und sozial eingebunden zu sein“ (S.13).

Stefan Thomas arbeitet hierbei mit einem umfangreichen begrifflichen Verständnis des Exklusionsbegriffes, mit dessen Hilfe er ein umfassendes Forschungsraster und eine Argumentationsfolie entwirft, um lebensweltliche Ausgrenzungsprozesse möglichst umfassend in den Blick zu bekommen. Betont wird mehrfach, dass es sich bei diesen Exklusionsprozessen keineswegs bloß um punktuelle Phänomene handelt, sondern vielmehr um wechselseitige Verstärkungsprozesse. Methodologisch und methodisch folgt die Studie einer ethnographischen Forschungsperspektive. Dabei bedient sich Thomas gekonnt der Vielfalt sozialwissenschaftlicher Erhebungsinstrumente. Zum Einsatz gelangten sowohl Interviews, (teilnehmende) Beobachtungen in Form einer Forschungshospitalation bei der Berliner Treberhilfe e.V. wie auch Diskussionen, die der Zielstellung unterstanden „das ‚wirkliche‘ Leben erst einmal aufzustöbern, damit in Kontakt zu treten und es sukzessive von innen her zu erschließen“ (S. 32). Die Auswertung des Datenmaterials orientierte sich in der Vorgehensweise an der Methode der Grounded-Theory mit dem An-

spruch einer möglichst dichten Beschreibung der Praktiken der Akteure. Durch Kodierungs- und Kategorisierungsvorgänge und sich daran anschließende theoretische Verdichtung des Materials wurden zentrale Theorieachsen – hier als Begriffskluster – gewonnen, mit deren Hilfe die Themenaspekte der Interviews geordnet und die Kodes und Unterkategorien zu einer schlüssigen Theorie formuliert werden konnten. Die theoretisch-konzeptionelle Vorgehensweise basiert auf einem Subjekt-Integrationsmodell (S. 25ff.), mit dessen Hilfe zentrale Dimensionen von Armut und Exklusion wie auch die Folgen auf der Verhaltens- und Erlebensebene der Subjekte herausgearbeitet wurden.

Der Aufbau der Studie folgt den Differenzierungs- und Strukturierungsannahmen dieses Subjekt-Integrationsmodells, mit dessen Hilfe drei zentrale Dimensionen – Lebenswelt, Sinn und Handlung – untersucht werden. Die Unterscheidung dieser Ebenen ermöglicht es, die Herstellung von vielfältigen Verbindungslinien und Wechselwirkungsverhältnissen – sprich: die Herausarbeitung individueller Folgen von Ausgrenzungsprozessen und damit einhergehende Formationen auf der Ebene der Selbstverhältnisse – zu untersuchen. Die Nachzeichnung dieser wechselseitigen Abhängigkeitsstrukturen wie auch die Produktion und Reproduktion sozialer Ausgrenzungsphänomene stehen hierbei im Vordergrund. Einerseits sind die vielfältigen Dimensionen wie auch die Qualität des Erlebens von Bedeutung, die Thomas in sechs Exklusionsdimensionen differenziert und somit ein breites Begriffsverständnis von Exklusionsprozessen zugrundelegt. Diesen Erfahrungen vorangestellt sind Diskontinuitäten im Sozialisationsprozess v.a. im Zusammenhang mit den Herkunftsfamilien, welche als permanente Dauerbelastung thematisiert werden, zugleich aber auch Fundamente für sich daran anschließende Ausschließungsmechanismen bereithalten (vgl. S. 52ff.). Die Vielfalt der Zusammenhänge mit diesen sozialisationstheoretisch relevanten Erfahrungen steht dann auch in einem engen Zusammenhang mit weiteren Erfahrungen sozialen Ausschlusses auf Seiten der Jugendlichen. Diese Erfahrungen be-

inhalten dann etwa ein Ausgrenzungserleben am Arbeitsmarkt und damit einhergehende Gefährdungen durch dauerhafte Einkommensarmut (ökonomische Exklusion). Diese wiederum hängen eng zusammen mit Formen von räumlicher und institutioneller Ausgrenzung, einer Entwicklung folgend, die sich kontinuierlich bereits innerhalb der schulischen Erfahrungsräume etabliert hatte und sich kontinuierlich weiterentwickelte. Auch soziale Exklusionsprozesse stellen eine Form der Unterminierung von Individualintegrationsgelegenheiten in soziale Strukturen dar und verringern den Weltzugang, der sich für die Jugendlichen überwiegend auf das Umfeld des Bahnhofs reduziert und dadurch wiederum selbst mit (stigmatisierten) Identitätsaspekten in Verbindung gebracht wird, in denen „das stigmatisierte Individuum [...] zu denselben Auffassungen von Identität [tendiert, M.V.] wie wir“ (Goffman 1975, S. 15f.). Dieser Aspekt erfährt in Form der kulturellen Exklusion seine Weiterführung, in der die unterschiedlichen Formen von Stigmatisierung und Diskriminierung der Mehrheitsgesellschaft thematisiert werden, als deren Folgen die Jugendlichen am Bahnhof mit Aspekten einer gruppenspezifischen Minderwertigkeit etikettiert und damit wesentliche Aspekte von Achtung, Wertschätzung und Anerkennung negiert werden. Der „Nicht-Ort“ (Augé 2011) des Bahnhofs avanciert zu einem Raum der Verwerfungen (vgl. Thomas 2010, S. 173ff.), wobei die Zugehörigkeit von den Jugendlichen selbst verleugnet wird, damit aber auch zugleich das Stigma und Aspekte der sozialen Identität reproduziert werden.

Diese Aspekte verweisen dann auch auf die zweite Untersuchungsebene (den Zusammenhang von Exklusion und Sinn, vgl. S. 189ff.), in der die vielfältigen Ausgrenzungserfahrungen als Störungen der Welt- und Selbstverhältnisse thematisiert werden. Damit tritt der subjektive Erfahrungsaspekt in den Vordergrund. Vor allem das identitäre Gefühl einer nicht vorhandenen kohärenten Lebensgeschichte wird thematisiert, da v.a. die Vergangenheit als narrativer Vergewisserungs- und Orientierungsrahmen für gegenwärtige wie zukünftige Entwürfe, aufgrund vielfältiger Erfahrungen von Gewalt und Miss-

brauch, nicht oder nur bruchstückhaft gegenwärtig ist. Infolgedessen werden auch die Narrationen selbst eher situativ. Damit sind zwar destruktive Selbstaspekte ausgeblendet, dies aber zum Preis inkohärenter Erzählungen, in denen eine permanente Schwebelage zum Vorschein gelangt. Die Außenwelt selbst ist ein durch Bedrohung und Gefahr gekennzeichneter Bezugsraum, in dem sich die Jugendlichen nicht als Gestalter des eigenen Lebens erfahren, sondern vielmehr sich der Außenwelt ausgeliefert fühlen. Stefan Thomas stellt dabei die individuellen Strategien vor, mit deren Hilfe die Jugendlichen am Bahnhof Zoo auf diese Erfahrungen reagieren, die u.a. in Realitätsverleugnung oder Rückzug von dieser wie auch in der Partialisierung von Handlungsfähigkeit durch eine Ich-Spaltung resultieren können. All diese Strategien sind letztendlich als unmittelbare Reaktionen auf die Vielfalt des Scheiterns der Identitätsarbeit zurückzuführen, in denen das Gefühl der eigenen Handlungsfähigkeit und damit auch die Fähigkeit sich selbst als Gestalter des eigenen Lebens zu erfahren für die Jugendlichen nicht einlösbar und somit auch das Selbstwertgefühl zerbrochen ist (S. 249ff.).

Mit Hilfe der abschließenden Untersuchungsebene werden die unmittelbaren bis langfristigen Konsequenzen von Armuts- und Exklusionserfahrungen auf Motivations- und Handlungsaspekte untersucht. Hierbei sind es insbesondere die vielfältigen individuellen Erfahrungen von verinnerlichter Marginalisierung und sozial gespiegelter Minderwertigkeit, die in einer konkreten und alltäglichen Lebensrealität begriffen werden und die in einer Vielfalt unterschiedlicher Desorganisationsprozesse von Motivationszusammenhängen resultieren können. Die situative Einbettung der Jugendlichen resultiert in einen *circulus vitiosus*, indem die Jugendlichen in einer fatalistischen Grundhaltung und damit zusammenhängender negativer Handlungsevaluationen gefangen sind. Die alltäglichen Erfahrungen von Demütigung und Ausgrenzung wie auch Erfahrungen des Scheiterns „geben ihnen alltäglich Recht“ und resultieren in inneren Haltungen, in der die Überzeugungen überwiegen auch in Zukunft mit einer Fortsetzung des

Misserfolgs rechnen zu müssen. Die individuellen Folgen dieser Ausgrenzungen betreffen die alltägliche Lebensführung auf allen Ebenen und werden durch Begriffe wie Hilflosigkeit, Resignation und Selbstaufgabe (S. 241ff.) thematisiert. Dabei sind es insbesondere diese Grunderfahrungen, die das Muster resignativer Reaktionsformen in der Vielfalt und Permanenz der Ausgrenzungsprozesse darstellen, welche die Lebensgeschichten und Erzählungen der Jugendlichen durchziehen und die in Erfahrungen depressiver Episoden (S. 348ff.), der Verwahrlosung (S. 353ff.) oder in der Flucht vor der Tristesse der Alltäglichkeit in die Welt der Drogen (S. 358ff.) resultieren können. Die Exklusionserfahrungen und die damit einhergehenden Entbehrungen reduzieren das Subjekt auf Aspekte der Notwendigkeit, in der die Vielfalt der Welterfahrungen auf die unmittelbare Bewusstseinspräsenz reduziert ist und die Gegenwart zum Fixpunkt einer situativen Abhängigkeit avanciert.

In all diesen Aspekten des Scheiterns und der Vielfalt an Ausgrenzungsprozessen identifiziert Thomas jedoch auch die Bedeutung und Zentralität des Sozialraumes „Bahnhof Zoo“, welchen er als kollektiven Ort der Selbstbehauptung in einer überwiegend durch Scheitern geprägten Welterfahrung (S.367ff.) charakterisiert. Der Bahnhof und dessen Umgebung funktionieren hier wie ein Ort der Selbstvergewisserung auf einer begrenzten „Bühne“, indem dieser öffentliche Raum eine Möglichkeit bereithält, den alltäglichen Problemen, der Isolation und dem Ausschluss zumindest temporär zu entfliehen. Zugleich fungiert der Erfahrungsraum des Bahnhofes für diejenigen, die ansonsten heimatlos sind, als eine Gelegenheit eine Heimat zu finden. Die Öffentlichkeit des Platzes wird als Gelegenheit verstanden sich selbst zu finden, an einem Ort, der von Hektik, Beschleunigung und von den gegenwartsbezogenen Erfahrungsdimensionen der Leistungsgesellschaft durchzogen ist, ein Transitraum dieser Gesellschaft, an dem die jungen Menschen auch durch ein bloß „passives Engagement“ teilhaben können. Die Vielfalt der Kontakte und die dadurch eröffneten Hilfsangebote durch andere Ausgeschlossene fungieren dann als soziale Ressourcen, die nicht perma-

nent die Erfahrungen des Scheiterns in den Vordergrund stellen, sondern die intersubjektive Bezogenheit auf Andere eröffnen und damit Wertschätzung und vor allem Anerkennung ermöglichen (S. 375).

Stefan Thomas ist mit dem vorliegenden Buch eine erstaunliche Studie gelungen, die nicht nur einen tiefen Einblick in die vielfältigen Lebenswelten von Jugendlichen bereithält, die ansonsten im öffentlichen Raum weitestgehend ein marginalisiertes, fast unbemerktes Dasein fristen und zumeist einseitig mit Verwahrlosung und Drogenkarrieren in Verbindung gebracht werden. Thomas gelingt es sowohl die Perspektiven der Jugendlichen mit den sie umgebenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu verknüpfen als auch die unterschiedlichen Ebenen, als Erfahrungen sozialer Exklusion und entsprechender psychischer Desintegration, in einer integrativen Theorie der Armut zu verbinden und somit durch das Ineinandergreifen von objektiven Ausschließungsprozessen und subjektiven Verarbeitungsformen die Vielfalt solcher Prozesse sichtbar zu machen. Thomas deckt die Vielfalt der Ausgrenzungserfahrungen auf und verbindet diese zugleich mit der Zerstörung der inneren Sinn- und Handlungsbezüge der Jugendlichen am Bahnhof Zoo.

Kritisch anzumerken sind jedoch das Verständnis und der theoretisch-konzeptionelle Umgang mit dem Exklusionsbegriff. Die methodische wie methodologische Vorgehensweise orientiert sich an der Zielstellung, zwischen psychologischen und soziologischen Diskursen Verbindungslinien herzustellen. Problematisch ist dabei das dem Umfang der Untersuchung geschuldet äußerst weitläufige begriffliche Verständnis des Exklusionsbegriffes, welches eine Vielzahl an Ebenen und Facetten umschließt, damit dann aber auch vielfältige soziale Konstellationen und deren Identifizierung durch Bezug auf ein einheitliches Konzept erschwert. Es ist die Ambivalenz des Exklusionsbegriffes selbst, in dem sich die Permanenz des Gleichzeitigen von Innen und Außen als problematisch erweist, da Exklusion als Prozess verstanden, jedoch vielfach individualisiert thematisiert wird und damit selbst der Entfaltungslogik sich verändernder kapitalistischer Formationen folgt. Genau diese argumen-

tative Verknüpfung – und somit das Potenzial einer Gesellschaftskritik – fehlt jedoch der vorliegenden Studie, in der insbesondere die Dynamiken und vielfältigen Facetten des „neuen Geist des Kapitalismus“ (vgl. Boltanski/Chiapello 2006; Sennett 2007) und damit die originären Ursachen der vielfältigen Exklusionsprozesse in ihrem systemischen Gefüge als „Macht der Ökonomie“ wie auch in Bezug auf die Selbstverhältnisse als „Ökonomien der Macht“ nicht zur Kenntnis genommen werden. Die sozialen Formationen und Facetten werden in ihrer Vielfalt zwar betont, jedoch zu Lasten der Schlussfolgerungen und der Übertragung der vorgefundenen Phänomene und Strukturen von marginalisierter Gruppen, deren Erkenntnisgehalt nicht auf gesamtgesellschaftliche Vorgänge zurückbezogen wird, obwohl Exklusion selbst immer auch ein gesellschaftlicher Prozess ist.

Ungeachtet dieser Kritik ist *Exklusion und Selbstbehauptung* dennoch eine durch und durch gelungene, lesenswerte und empfehlenswerte Studie. Das Buch bietet umfassende Gelegenheiten, (Lebens-)Bedingungen marginalisierter Jugendlicher zu verstehen und liefert einen wichtigen Beitrag sozialwissenschaftlicher Forschung.

Literatur

- Augé, M. (2011): Nicht-Orte. München.
 Boltanski, L./Chiapello, E. (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.
 Bude, H./Willisch, A. (Hrsg.) (2007): Exklusion: Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt a.M.
 Castel, R. (2009): Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: K. Dörre/R. Castel (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M., S. 21–34.
 Dörre, K./Castel, R. (Hrsg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.
 Goffman, E. (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M.
 Sennett, R. (2007): Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.

Antje Handelsmann

Vera Bollmann (2012): *Schwwestern. Interaktion und Ambivalenz in lebenslangen Beziehungen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 267 S. 978-3-531-18567-5, 39,95 Euro.

Vera Bollmann wendet sich in ihrer Untersuchung der Bedeutung von Schwesternbeziehungen für die soziale Konstruktion von Weiblichkeit zu, einem Feld, das aus soziologischer Perspektive bislang nur wenig erforscht wurde. Sie fokussiert in ihrer Arbeit die Institution Familie und rekonstruiert Schwesternbeziehungen anhand narrativer Interviews mit Frauen im höheren Lebensalter. Bollmanns Interesse gilt der Frage, was Schwestern ein Leben lang aneinander bindet, wie sich die Beziehung im Laufe des Lebens verändert und wie Schwestern, die wenig oder keinen Kontakt haben, ihre Beziehung zueinander beschreiben. Bollmanns Forschungsarbeit wurde 2011 als Dissertation im Fach Soziologie an der Universität Vechta angenommen. Sie ist in fünf Kapitel unterteilt. Im 1. Kapitel gibt die Autorin einen Überblick über den bisherigen Stand der Familienforschung in Bezug auf Familie und Geschwister. Den theoretischen Überlegungen (2.) folgen im 3. Kapitel die methodischen. Das von ihr als „Herzstück“ bezeichnete 4. Kapitel beinhaltet detaillierte Einblicke in die acht Interviews und gibt Auskunft über die unterschiedlichen Konstruktionen von Schwesternbeziehungen im Lebenslauf. Im kontrastiven Fallvergleich im letzten Kapitel werden die zentralen Motive zusammengefasst und in einen theoretischen Zusammenhang gestellt.

In Kapitel 1 verdeutlicht Bollmann ihre Grundannahme, dass Schwesternbeziehungen nicht ausschließlich biologisch determiniert werden, sondern gesellschaftliche Konstruktionen sind (S. 45). Insbesondere die Ausführungen zur primären Sozialisation, Geschwister(positions)forschung sowie zur Geschlechterkonstellation (Besonderheit der geschlechtlichen Gleichheit) als auch der historische Rückblick über die Entwicklung der Art von Geschwisterbeziehungen beginnend mit der vorindustriellen Zeit bis heute veranschaulichen dies. Die Darstellung zeigt, welche gesellschaft-

lichen Veränderungen die heute 60jährigen (und älteren Menschen), die zur Gruppe der von Bollmann interviewten Personen zählen, betreffen und stellt bereits an dieser Stelle eine Verbindung zu den nachfolgenden Fallanalysen her. Die Autorin beschreibt anschließend ein Grundmuster der Schwesternbeziehung im Lebenslauf anhand des Konzepts der Normalbiographie. Zu den besonderen Merkmalen von Schwesternbeziehungen zählt Bollmann intragenerationale, homogene Beziehungsmuster, emotionale Bindung und die Beziehung im höheren bzw. hohen Alter (ebd.). Bollmanns Erkenntnisinteresse ist es, verborgene soziale Wirkmechanismen aufzudecken: Welche Rolle spielen Erfahrungen, die Frauen als Schwestern innerhalb und außerhalb ihrer Kernfamilie gemacht haben für die soziale Konstruktion von Weiblichkeit?

Im 2. Kapitel formuliert Bollmann konzipiert ihre theoretischen Überlegungen aus soziologischer Perspektive zu Schwesternbeziehungen. Sie nimmt eingangs Bezug auf Beck (Risikogesellschaft) und stellt die Folgen der Individualisierungsprozesse dar, die dazu führen, dass Frauen sich „zumindest in weiten Teilen aus engen traditionellen familialen Bindungen“ (S. 61) lösen. Trotz dieser Individualisierungsprozesse, die verbunden sind mit der Möglichkeit, Beziehungen frei zu wählen, bleiben Schwesternbeziehungen laut Bollmann (nicht-)wählbare Bindungen, die sowohl als freiwillig als auch als verpflichtend verstanden werden können. Zudem werden diese Beziehungen von den InteraktionspartnerInnen „als bestehendes normatives Phänomen der alltäglichen Lebenswelt gesetzt“ (S. 70). Vor dem Hintergrund der vorangegangenen Überlegungen formuliert Bollmann abschließend ihre Forschungsfragen.

Bollmann beschreibt im 3. Kapitel das methodische Vorgehen ihrer empirischen Untersuchung. Die Untersuchung von Schwesternbeziehungen fand bislang nur marginal statt, wie auch Verlinden (2011) aus Sicht der historischen Bildungsforschung in ihrer Rezension anmerkt. Für die Erkundung eines relativ unbekannten soziologischen Forschungsfeldes und aufgrund des Erkenntnisinteresses, die potenziellen sozialen Einflüsse auf lebens-

lange Beziehungen von Schwestern zueinander aufzudecken, hat sich Bollmann für narrative Interviews sowie rekonstruktive Fallanalysen entschieden. Die Autorin beginnt ihre methodischen Überlegungen mit einer Darstellung des biographischen Ansatzes, um zu verdeutlichen, warum Schwesternbeziehungen für die Biografieforschung interessant sind: Sie vereinen sowohl familiäre als auch gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Indem biographische Interviews als soziales Konstrukt aufgefasst werden, „in dem sich gesellschaftliche Strukturen sowie soziale Erfahrungs- und Erlebniswelten manifestieren“ (S. 75), eignet sich das methodische Vorgehen. Bollmann führt an dieser Stelle nochmals an, dass Schwesternbeziehungen über eine „Doppelnatur“ verfügen, die aus biologischer Begründung und sozialer Konstruktion entsteht und fragt, warum diese Beziehungen oft ein Leben lang bestehen bzw. ob und wenn ja, wie im Falle einer konfliktbehafteten Beziehung Normalität hergestellt bzw. wie mit dieser Ambivalenz umgegangen wird (S. 80). Anschließend stellt Bollmann ihre Erhebungsmethode vor und legt den Ablauf eines narrativen Interviews nach Schütze dar. Sie hat Interviews mit Frauen geführt, die mindestens eine lebende Schwester haben und zum Zeitpunkt des Interviews älter als 64 Jahre sind. Beispielhaft werden die Prozessstrukturen des Lebenslaufs (Fritz Schütze) an dieser Stelle mit Bezugnahme auf Schwesternbeziehungen beschrieben. Dies geschieht mit Verweis auf die folgende Ergebnisdarstellung, d.h. der Darstellung der im Rahmen ihrer Studie analysierten Prozessstrukturen der Interviews in Kapitel 4 ausreichend knapp. Die Auswertung der Interviews führt Bollmann in Anlehnung an das Analyseverfahren nach Schütze durch und erweitert es um ein integratives texthermeneutisches Analyseverfahren, dessen Stärke „auf der mikrosprachlichen methodischen Sensibilisierung von sprachlich-kommunikativen Phänomenen“ (S. 94) liegt.

Im 4. Kapitel werden die Ergebnisse der acht Einzelfallanalysen dargestellt. Bei der Analyse der Interviews arbeitet Bollmann Prozessstrukturen bzw. Kernkategorien (Grounded Theory) heraus, die den Einfluss auf Schwesternbeziehungen

beschreiben: Sozialisation, weibliche Biographieverläufe und Statuspassagen (auch unter dem Einfluss gesellschaftlich-historischer Kontexte wie z.B. Krieg und Flucht) sowie Ambivalenz. Letzterer wendet sich Bollmann in vier Interviews intensiv zu. „verstanden als Gefühl der Zerrissenheit“, wurde Ambivalenz als „zentrales Muster lokalisiert, [...] wenn die normative, und vor allem individuelle Erwartung [...] an ein harmonisches und solidarisches Schwesternverhältnis nicht erfüllt werden kann“ (S. 178). Die Autorin zeigt, dass sich gesellschaftliche Rollen- und Handlungserwartungen in der Schwesternbeziehung widerspiegeln und die Interaktion zwischen Schwestern steuern (S. 251). Die einzelnen Fallbeispiele werden durch Passagen ergänzt, die der Leserin einen Eindruck von der Interviewatmosphäre vermitteln und zugleich einen Einblick in den Interpretationsprozess geben. Strukturiert wird jeder Fall zudem durch eine Einleitung, in der jede Interviewperson vorgestellt und die Interviewsituation reflektiert wird. Ein jedes Kapitel wird mittels Zwischenfazit geschlossen, in dem die zentralen Ergebnisse der Analyse noch einmal kurz zusammengefasst werden.

Im Anschluss an die Einzelfallanalysen folgt in Kapitel 5 die kontrastive Fallanalyse. Bollmann fasst die zentralen Motive unabhängig vom Einzelfall zusammen und bringt sie in einen theoretischen Zusammenhang. Aus den acht Interviews entstehen die zentralen Kategorien Geschlecht, Alter, Statuspassagen, Generationenzusammenhang, Nähe, Distanz und Ritualisierung. Die Einzelfallanalysen haben gezeigt, dass zwei Statuspassagen für Schwesternbeziehungen von zentraler Bedeutung sind: Heirat und Ausbildung. Der eigentliche Individualisierungsprozess mit der dazugehörigen Loslösung von der Herkunftsfamilie setzte bei den Interviewpartnerinnen oft erst mit diesen Statuspassagen ein. Die Nähe zur Schwester als Bezugsperson wurde von den Probandinnen oftmals als Coping-Strategie im Falle von Interrollenkonflikten, die durch die Heirat in die neue Familie entstanden, hergestellt, was als „befruchtendes Merkmal in der emotionalen und solidarischen Unterstützung zwischen Schwestern gilt“ (S. 234f.). Je eher die Kindheit als behütet

bewertet wurde, desto enger wird die Beziehung zueinander im Lebenslauf beschrieben (S. 241). Mit Blick auf Bourdieu stellt Bollmann jedoch fest, dass Schwestern sich entsprechend ihrer Positionen im sozialen Raum, die sowohl korrespondieren als auch aufgrund unterschiedlicher Laufbahnen voneinander abweichen können, in ihren Dispositionen und Interessen ähneln oder verschieden sein können. Insbesondere Bildung und die z.B. aufgrund unterschiedlicher Generationenzugehörigkeit verschiedenen Zugänge zu Bildung haben einen Einfluss auf die Entwicklung der Schwesternbeziehung (S. 240).

In ihrem kurzen Schlusskapitel fasst Bollmann die Ergebnisse zusammen. Auch wenn externe Ursachen ab dem Erwachsenenalter die Beziehung zur Schwester beeinflussen und diese sowohl stärken als auch schwächen können, sei die „Beziehung nicht unabhängig von der Institution Familie denkbar“ (S. 250), so Bollmann, da sich soziale Konstruktionsprozesse (z.B. Alter, Geschlecht) in der Herkunftsfamilie vollziehen und so die Grundlage für spätere Beziehungskonstellationen zwischen Geschwistern darstellen. Verdeutlicht wurde die besondere Stellung der Schwesternbeziehung in den Rekonstruktionen der ambivalenten Geschwisterbeziehungen. Bollmanns Arbeit liefert Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen. Die Autorin regt an, dass zukünftige Studien ihren Schwerpunkt auf die sozialen Konstruktionsprozesse grundlegender Kategorien der Sozialstruktur von Familien legen sollten, um z.B. Auswirkungen vorherrschender Geschlechterrollen auf die Beziehung zwischen Schwestern zu untersuchen, jedoch seien auch Untersuchungen mit einer jüngeren Zielgruppe, um den Einfluss anderer sozialgeschichtlicher Rahmungen (wie etwa die Wende 1989) bestimmen zu können, interessant.

Die Autorin zeigt mit ihrer Arbeit, dass sie nicht in die „soziale Falle“ der alltäglichen Lebenswelt, der wir ebenfalls angehörig sind“, getappt ist (S. 97). Ihr gelingt es, Vertrautes zu befragen, indem sie Schwesternbeziehungen, die als soziales Phänomen in der alltäglichen Lebenswelt bislang kaum betrachtet wurden, in ihrer Bedeutung für acht Frauen rekonstruiert. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass neben

sozialen Einflussfaktoren, wie Sozialisation, Geschlechterrollen und lebenslange Lernprozesse, auch die „Schwesterbeziehung selbst sozialstrukturelle Aspekte sowie Rollen- und Handlungserwartungen (an Frauen, Schwestern, älteste/jüngere Töchter etc.)“ (S. 251) widerspiegelt, wodurch die Interaktion zwischen Schwestern strukturiert wird. Die Entscheidung für das methodische Vorgehen, insbesondere die Erhebung narrativer Interviews, wurde mit Blick auf das Erkenntnisinteresse und die Forschungsfragen getroffen. Das Vorgehen Bollmanns ist überzeugend und die Auswahl der Erzählerinnen heterogen, so dass die Ergebnisdarstellung interessant ist. Durch die Anwendung des biographischen Ansatzes schafft es Bollmann, einen Einblick in verschiedene Leben von Schwestern zu bekommen und soziale Konstruktionsprozesse aufzudecken.

Literatur

Verlinden, K. (2012): Rezension zu Bollmann, Vera: Schwestern. Interaktion und Ambivalenz in lebenslangen Beziehungen. Wiesbaden 2011. In: H-Soz-u-Kult. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2012-1-139> [28.02.2012].

Birgit Gries

Stephan Habscheid (Hrsg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation. Walter de Gruyter: Berlin/New York 2011, 690 S. 978-3110189025. 149,95 Euro.

„Wenn gesellschaftliche Wirklichkeit in kommunikativem Handeln konstruiert wird, und wenn kommunikatives Handeln das Sozialleben durchdringt, dann stammt unser zuverlässigstes Wissen über diese Wirklichkeit von den Rekonstruktionen dieser Prozesse.“ (Luckmann 2006, S. 25)

Das Motto soll klären, wieso eine „linguistische“ Publikation in einer vorrangig soziologisch bzw. sozialwissenschaftlich ausgerichteten Zeitschrift zu *besprechen ist*. Sämtliche Auswertungsverfahren qualita-

tiver Forschung bedienen sich (ex-/implizit) strukturellen Wissens über Sprache bzw. Kommunikation: sei es die Narrationsanalyse (Schütze), die im Interpretationsverlauf Argumentation, Bericht und Erzählung – gelegentlich heißt es auch: Textsorten – (dies gilt derweil für unterschiedliche Verfahren) sowie Geschichten in Geschichten zu trennen weiß (Griese 2009), sei es die dokumentarische Methode, die Gruppendiskussionen in der formulierenden Interpretation bezüglich der Diskursverläufe betrachtet (Bohnsack/Schäffer 2007). Wissen über Sprache und Kommunikation ist konstitutiv für Interpretationspraxen, die sich mit fixierten sprachlichen Handlungsvollzügen befassen (wenngleich mittels Methodologie auf anderes geschlossen wird, beispielsweise auf Sozialisationsgeschichte), sodass die Rezeption aktueller Veröffentlichungen aus den Sprachwissenschaften verbindlich scheint, jedoch nicht ist: „Das gegenseitige Sich-Meiden von Soziologie und Linguistik“ ist zwar, mit Luckmann gesprochen, „schwierig zu verstehen“ (2006, S. 17), aber nicht unüblich.

In der Einleitung zum Sammelband *Textsorten, Handlungsmuster, Oberfläche* betont Habscheid die transdisziplinäre Anlage gleich eingangs. Einerlei ob Kommunikationstypologien, Text-/Situationstypen, Textsorten oder Handlungsmuster: Wissenschaftsgeschichtlich sei eine „Entwicklungslinie, die charakterisiert ist durch den Versuch einer Verflechtung (nicht bloß Anreicherung) sprachwissenschaftlicher Theoriebestände mit Konzepten der verstehenden Sozialforschung“ zu konstatieren (3). Ganz in diesem Sinne liefert das Buch Informatives aus den Bereichen Methodologie, Methode und Forschung, das für Soziolog_innen, Medien-, Kultur- und Sozialwissenschaftler_innen oder Linguist_innen gleichermaßen interessant ist. Der Band ist in vier Abschnitte gegliedert, in denen 29 Beiträge unter den Überschriften *Kommunikationstypologie zwischen Sprach-, Gesellschafts- und Kulturtheorie* (I.), *Basiskonzepte, Theorien, Methoden* (II.), *Kommunikationstypologien exemplarischer Handlungsbeispiele* (III.) und *Ausgewählte Anwendungsaspekte* (IV.) versammelt werden. Aufgrund des Umfangs der Publikation sind in dieser Rezension allerdings Akzente zu setzen:

Teil I und II werden ausführlicher besprochen, während die Texte unter III. und IV. kurz rekapituliert werden (dem korrespondiert keine inhaltliche Bewertung, sondern das Auswahlkriterium Methodologie/Methode vor Feld-/Anwendungsbezug).

Teil I wird von Ehlich mit *Textartenklassifikation: Ein Problemaufriss* eröffnet. Ehlich klärt grundlegend, dass Textlinguistik zugleich Textsoziologie sei, da es nicht allein um (Text-)Strukturen, sondern stets auch um Sprachgebrauch (43), eben um Pragmatik gehe – eine Setzung, die sich als konstitutiv für sämtliche Beiträge erweisen wird. Ehlich taktet zudem mit einer doppelten Bestimmung von „Klassifikation“ auf: als (normativ) ordnungsstiftende Reflexion, die der Methodologie zugeschlagen wird, und als ordnungssuchende Bewegung, welche die Forschung auszeichne (33f.). Diese „gefährliche[n] Konfiguration“ (34) bildet nicht nur den Dreh- und Angelpunkt eines kurzweiligen Streifzugs durch die Geschichte, sondern ist nachgerade programmatisch hinsichtlich der folgenden Aufsätze, die sämtlich zwischen Strukturüberlegungen und (alltäglicher) kommunikativer Praxis inklusive einer forschenden Schleife in Richtung Muster, Struktur, Typologie oder Regel changieren (gleichgültig, ob in theoretischer Rahmung von Diskurs, Spiel, Text[-netzwerk], Genre oder Gattung die Rede ist). Der Beitrag Ehlichs kann dementsprechend als eine Art zweite Einleitung gelesen werden. Schneider widmet sich Wittgensteins Sprachspiel (*Zur Bedeutung der Sprachspielkonzeption*). Im Anschluss an eine eng an Originalauszüge angelehnte Vorstellung des Konzepts (48ff.) wird die Anschlussfähigkeit an Sprechakttheorie, Ethnomethodologie, Konversationsanalyse (KA) (56ff.), Bildanalyse (59ff.) und Grammatiktheorie erörtert (62ff.). Klassisch methodologische Fragen, wie sie in der qualitativen Sozialforschung weit diskutiert werden, durchziehen den Text, in dem es aus sprachphilosophischer Warte um die Regelhaftigkeit des Sprechens, um den impliziten Charakter des Regelwissens bzw. um das Verhältnis Struktur/System und Pragmatik/Performanz geht. Karaseks spannende Abhandlung *Texttypen, Kapitalien, soziale Felder* schließt an, in der die Soziologie Bourdieus – insbesondere die

gesellschafts-, macht- und herrschaftstheoretischen Aspekte – mit einer pragmatisch ausgerichteten Reflexion über Textsorten verbunden wird (Erwägungen zum Feld des Journalismus eingeschlossen). Aplevich wendet sich in *Discourse Communities and Communicative Genres* zunächst der Differenzierung Sprach-/Diskursgemeinschaft zu, wie sie von Labov, Hymes oder Swales entwickelt wurde, um dann die von Swales systematisierten Kennzeichen von Diskursgemeinschaft vorzustellen (rationaler Hintergrund/feedback, organisierter Kompetenzerwerb, Kommunikation via spezifischer Medien i.S.v. Telefonaten, Zeitschriften etc., spezifisches Vokabular/Genres, Expert_innen/Noviz_innen usw., 102ff.): Die in wissenschaftlichen Diskursgemeinschaften zirkulierenden Genrestrukturen bilden einen Beitragsschwerpunkt. *Kulturspezifik, Inter- und Transkulturalität von Textsorten* – Zhao veranschaulicht im Auftakt am Beispiel des Antwortschreibens einer chinesischen Studentin auf ein Wohnungsinserat, dass „Textsorten als Handlungsmuster [...] pragmatische Deutungsformen einer Kultur darstellen“ (125). Sodann wird in die Grundzüge der „Kontrastiven Textologie“ (125ff.) eingeführt, um schließlich einen Kulturbegriff in kritischer Absicht zu entfalten (130ff.). Der Aufsatz mündet in elaborierte Ausführungen zum *Vergleich* als basaler Methodik im Forschungsfeld (136ff.). Um *Medien, Kommunikationsformen, Textsortenfamilien* dreht sich Hollys Artikel. Dem Thema Mündlich-/Schriftlichkeit, dem in der Linguistik (anders als in Teilen der qualitativen Sozialforschung) grundlegend und in Bezugnahmen auf Medien/Medialität über eine einfache Gegenüberstellung hinaus Bedeutung zukommt, wird Aufmerksamkeit zuteil. Der Fokus (Multi-)Medialität liegt auch dem Artikel Steinseifers zugrunde (*Die Typologisierung multimodaler Kommunikationsangebote*), der sich aus unterschiedlichen theoretischen Blickwinkeln (Social Semiotics, pragmatische Zeichentheorie, Rezeptionstheorie) des Themas annimmt. *Fachtextsorten und Wissenstransfer* beschäftigen Engberg. Im Anschluss an eine wissenschaftsgeschichtliche Einführung (192ff.) wird die Differenz Textsorte/-typologie begrifflich und im Rekurs auf Forschung entfaltet (195ff.), bevor

die Auseinandersetzung mit Fachtextsorten auf der Agenda steht, die auch dem Lernen Rechnung trägt (200ff.). Dem Miteinander von Organisationssoziologie und angewandter Sprachwissenschaft zollt Domke Tribut (*Organisationale Kommunikationstypen*). Über theoretische Referenzen im Zeitverlauf (Strukturalismus, Scientific Management, Human-Relations, Rational Choice, Wissenssoziologie, System- [209ff.] und Netzwerktheorie [221]) wird ebenso informiert wie über gängige Methoden einer linguistisch fundierten Organisationsforschung (KA, Beobachtung/Videographie, Kritische Diskursanalyse, Text- und Stilanalysen, 214ff., 225). Ein Einblick in intensiv erforschte Textsorten schließt an (u.a. Verkaufs-/Bewerbungsgespräch, Reklamation, Geschäftsbericht [216ff.], aktuell geraten die in den Neuen Medien angewandten Textsorten verstärkt in den Blick, 224f.). Domke bilanziert positiv: Die Organisationsforschung profitiert von methodischer Expertise, während sich den Sprachwissenschaften neue theoretische Horizonte eröffnen (224). Kerns aufschlussreicher Text (*Der Erwerb kommunikativer Praktiken und Formen*) sei insbesondere denjenigen empfohlen, die Kinder und Jugendliche interviewen wollen, finden sich hier doch Ausführungen nicht nur zur Struktur von Textsorten im Allgemeinen, sondern zum Spracherwerb/zur -kompetenz (Entwicklungsstufen) im Besonderen, vor deren Hintergrund Interviews mit Kindern/Jugendlichen m.E. grundsätzlich zu reflektieren wären.

Heinemanns Beitrag *Textlinguistische Typologierungsansätze* leitet Teil II ein. Jene von Ehlich skizzierte Figur des Sowohl-als-auch – zwischen Ordnungsvorstellung und einer an Handlungsabläufen ausgerichteten Rekonstruktion – wird auch hier entfaltet (258ff.). Unterschiedliche etablierte Forschungsansätze (formale Analyse von Textoberflächenstrukturen, Inhaltsanalysen, pragmatische Ansätze, Funktionsmodelle, 261ff.) werden skizziert, neuere Ansätze, die einer integrativen/mehrdimensionalen Perspektive verpflichtet sind (265ff.), vorgestellt. Dem Projekt „eine[r] umfassend homogene[n], monotypische[n], strikte[n] und exhaustive[n] Texttypologie“ (271) erteilt Heinemann am Beitragsende indes eine Absage,

da ihr „Nutzen“ unklar sei, was keineswegs bedeute, dass nicht „kleinere kommunikative-soziale Bereiche“ (272) intensiv erforscht werden sollten. Eine stark wissenssoziologische Fundierung (à la Berger/Luckmann) zeichnet die Abhandlung von Ayaß zu *Kommunikative Gattungen, mediale Gattung* aus: Schnittstellen zur Volkskunde, Anthropologie und Literaturwissenschaft eingeschlossen (276ff.). Kommunikative Gattungen, die wissenssoziologisch als Institutionen bzw. relativ „dauerhafte Lösungen wiederkehrende[r] kommunikative[r] Probleme“ gefasst werden (279), werden vorzugsweise mittels KA rekonstruiert (279ff.). Im Verlauf wendet sich die Autorin sowohl alltagssprachlichen (Klatsch, Kompliment, Tischgespräch) als auch medialen Gattungen (von Horror- und Gangsterfilmen bis hin zu Werbung und Beichte in Rundfunk/Fernsehen) zu. Den „Gattungsfamilien“, „Hybridisierungen“ und Verknüpfungen zwischen medialen/alltäglichen Gattungen als aktuellen Forschungsperspektiven gelten die letzten Kommentare (290). *Konstruktionen in der gesprochenen Sprache* – Günthners Beitrag weist Nähe zu gattungstheoretischen Konzeptionen auf, stellt aber ganz auf die Syntax ab. Im Anschluss an eine konversationsanalytische Rekonstruktion der Vorwurfsfunktion von „Was-Konstruktionen“ (299ff.) kommt die Verfasserin erneut und überzeugend auf den Zusammenhang zwischen „grammatischen Konstruktionen und kommunikativen Gattungen/Mustern“ (308) zu sprechen. Unter dem Titel *Genre* führt Muntigl in die auf Halliday zurückgehende systematisch-funktionelle Linguistik ein. Die der Anschaulichkeit dienende Analyse zweier Gruppendiskussionen (Argumentationsgenres) liest sich wie die überaus gelungene Darstellung einer formulierenden Interpretation gemäß dokumentarischer Methode (315ff.). Sicher: Geschlossen wird nicht auf sozialisatorisch erworbene Orientierungsmuster, sondern auf sprachliche Aktivitäten. Nichtsdestotrotz finden sich (Interpretations-)Anregungen, von denen auch andere Forschungsrichtungen profitieren können. Erwähnenswert sind die Ausführungen zum „semiotischen Umfeld“, die „Feld“, „Tenor“ und „Modus“ als Analysedimensionen einführen (318f.) und so in

eine Bestimmung dessen münden, was oft schlechthin unter „Kontext“ firmiert; aufschlussreich ist auch die Genretypologie, die der Rede von Textsorten etwa in der Narrationsanalyse ähnelt. Neben Beschreibung, Bericht und (Nach-)Erzählung finden wir hier allerdings ein viertes prototypisches Genre: die Instruktion (325ff.). Die Ausführungen zum Genre Seminararbeit (inklusive Notengebung, 331ff.) sind nicht nur illustrativ, sondern Lehrenden und Studierenden zwecks Reflexion ans Herz zu legen. In diesem Zusammenhang ist freilich ebenso auf die in Teil IV platzierten Aufsätze zum wissenschaftlichen (Gruber) und kreativen Schreiben (Möbius) sowie zur *Textoptimierung* (Antos/Hasler/Perrin, mit ausführlichen Anmerkungen zu Neuen Medien/Usability) hinzuweisen, die neben praktischen Aspekten auch Begriffsgeschichtliches verhandeln und Studien vorstellen. *Sprachliche[n] Oberflächen* wendet sich Kesselheim zu und liefert *Musterhinweise*. Textsorten in pragmatischer Hinsicht verpflichtet beschäftigt sich der Autor mit so genannten Objekttexten, wie sie in Museen zu finden sind. Zwischen Raum, Objekt/Exponat und Text wechselnd wird ein klar strukturiertes fünfschrittiges Verfahren zur Musterbestimmung vorgestellt. Das Zusammenspiel von Textsorten thematisiert Adamzik (*Textsortennetze*) und weist auf Überschneidungen sowie Grenzen innerhalb der Forschungsaktivitäten in den Bereichen „Intertextualität, Diskurs und (Neue) Medien“ (396) hin. Am Beispiel des „Globalziel[s]“ Erwerb eines Seminarscheins wird schnell deutlich, welchen Sinn es macht, in Form von Textsortenkettennetzen statt in Textsorten zu denken (Seminar-konzeption, Vorlesungsverzeichnis, Prüfungsordnung/-anmeldung, Referat/Hausarbeit etc. pp, 374). Nicht zuletzt soziologisch spannend wird es, wenn die Frage aufgeworfen wird, „welche Textsorten bestimmte Gruppen (nicht) nutzen“, denn dies erlaubt Aussagen „wie sich die Gesellschaft über Kommunikate in Untergruppen organisiert“ (379). Ganz praktisch plädiert Adamzik für die Erforschung von „Textsortenrepertoire[s]“, die man in spezifischen „beruflichen und Funktionsrollen beherrschen muss“ (381); bildungspolitische und didaktische Anmerkungen beschließen den Beitrag (381f.).

Wie angekündigt werden die feld- bzw. anwendungsbezogenen Abhandlungen knapp und nur soweit bislang nicht angesprochen behandelt; eine Entscheidung, der leider nicht nur die wunderbaren Ausführungen von Kotthoff zu Klatsch, Bericht oder Witz, sondern auch die systembezogenen Kommunikationstypologien „zum Opfer fallen“ (Menz/Sator: Arzt-Patienteninteraktion, Reisigl: Politik, Luttermann: Recht, Nielson: Wirtschaft, Hausendorf: Kunst, Lasch: Religion). Unter inhaltlichen Gesichtspunkten ist die von Habscheid vorgenommene Unterteilung gerechtfertigt (einzig bei den Beiträgen von Nielson und Domke scheint eine Art Dopplung vorzuliegen; auch wäre Domkes Aufsatz konzeptionell in Teil III besser aufgehoben gewesen): Zu finden sind in Teil III KA bzw. Textsortenrekonstruktionen (Kotthoff, Menz/Sator, Reisigl, mit zusätzlichem Bezug auf die Dialoggrammatik Luttermann), Textsortentypologien stehen bei Nielson, Hausendorf und Lasch im Zentrum – allesamt mit pragmatischem Impetus. Unter dem Schlagwort method(olog)isch nichts Neues sind die Beiträge keinesfalls zu subsumieren: Wie in Teil II wird via Forschungstradition eingeführt (mit Rekurs auf kanonische Texte), auch wenn bisweilen eingeräumt wird, dass eher von Desiderata denn Überlieferungen die Rede sein muss. Diese von Hausendorf in *Kunstkommunikation* getroffene Feststellung sollte aber nicht zum Überblättern verleiten: Wer sich mit Bildinterpretation beschäftigt, findet hier theoretisch und methodisch Anregendes. Die offenbar seitens des Herausgebers an die Autor_innen ergangene Aufforderung wissenschaftsgeschichtliche Hintergründe auszuarbeiten sorgt auch für Informationen mit Neuheitswert in Abschnitt IV, in dem es um Textsorten in Fernsehnachrichten (Luginbühl/Per-rin: hier ist u.a. die Unterscheidung „Altro- und Ethno-Kategorisierung“ tragend und überaus informativ), das technische Schreiben (Schmidt: der Aufsatz sei denjenigen empfohlen, die sich für Produktdokumentation interessieren) oder um *Kommunikationstypologien in Beratung und Training* mit starkem Dienstleistungs- und Organisationsfokus (Hartung) geht.

Qualitativ hochwertig sind die im Sammelwerk präsentierten Beiträge. Behandeln die Autor_innen in Teil I vorrangig

Theoretisch-Systematisches im Themenfeld Sprache/Kommunikation und gesellschaftliche Wirklichkeit (etwa im Rekurs auf Sprachphilosophie, Praxeologie, Medien- oder Diskurstheorien), sind die Aufsätze in Abschnitt II von der Anlage her stärker methodologisch ausgerichtet (Gattung, Genre, Textsorten). Teil III und IV wenden sich zunehmend den Kommunikationsanforderungen bzw. -lösungen im Alltag bzw. in unterschiedlichen funktionalen Bereichen moderner Gesellschaft zu. Die je vorangestellten Einführungen in Wissenschaftsgeschichte bzw. Forschungstraditionen aber sorgen prinzipiell für interessante theoretische Ein- und Ansichten, wenngleich die Texte fortschreitend anwendungsbezogener ausfallen. Sicher: Ethnomethodologie und KA spielen eine erhebliche Rolle, doch den Sammelband ausschließlich Wissenssoziolog_innen zu empfehlen, greift zu kurz, wie den im Auftakt der Rezension gelieferten und im Verlauf eingestreuten Hinweisen auf die Relevanz für Interpretationspraxen, die *Text* (im weitesten Sinne des Wortes) zugrunde legen, zu entnehmen ist. Doch nicht nur die Auswertungspraxis lässt sich „professionalisieren“; die in Richtung Medien bzw. Medialität zielenden Informationen (die bisweilen im Zentrum stehen) bereichern den allgemeinen Fundus an Reflexionsgrundlagen für die qualitative Forschung. Dies gilt für vielleicht unerwartete theoretische Anschlüsse und gewiss für die im Sammelband des Öfteren offen geführte Diskussionen über qualitative Forschung, die zwischen Struktur(-annahmen), Heuristik und Rekonstruktion changiert. In diesem Sinne scheint eine Lektüre zumindest der Teile I und II für Sozialforscher_innen jeglicher disziplinärer Couleur obligat, während die Beiträge aus III und IV durchaus einer stärker interessen gebundenen Rezeption anheimgestellt werden können. Gelingt die inter- bzw. transdisziplinäre Verständigung im Einzelfall aufgrund der pragmatischen Setzung recht reibungslos, bleiben allerdings Fragen offen: Was Texttypologien von Textsortenbestimmungen unterscheidet, wird in einzelnen, keineswegs aber in allen Abhandlungen erläutert; die Frage nach Kriterien, die sich bezüglich einer Differenzierung zwischen Gattung, Genre, Textsorte oder Diskurs

anbieten, bleibt unbeantwortet. Habscheid widmet diesen Problemen in der Einleitung eine längere Fußnote (S. 11) und delegiert an die Autor_innen, die in den meisten Fällen aber keine diesbezüglich systematischen Klärungen vornehmen. Diese nicht ganz unerhebliche „Lücke“ aber sollte einer Lektüre der ausgezeichneten Textsammlung nicht im Wege stehen, die für das sensibilisiert, mit dem qualitativ-orientierte Sozialwissenschaftler_innen beschäftigt sind: mit Sprache bzw. Texten.

Literatur

- Bohnsack, R./Schäffer, B. (2007): Exemplarische Textinterpretation: Diskursorganisation und dokumentarische Methode. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden, S. 309–323.
- Griese, B. (2009): Von „A“ wie Ankündigung über „T“ wie Trauma bis „Z“ wie Zugzwänge: Biografieforschung zwischen erzähltheoretischen und (sozial)psychologischen Analysen – eine Hinführung. In: ZQF 10(1), S. 331–362.
- Luckmann, T. (2006): Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Neue Perspektiven der Wissenssoziologie. Konstanz, S. 15–26.